

EBERHARD KAMPRAD

GESCHICHTEN

UND

GEDANKEN

Seite

| | |
|-----------|--|
| 2 | Erste Erfahrung, Kurzgeschichte |
| | Die neue Mama, Dollys Dackel-Geschichten |
| 4 | Erlebnisse eines Einkaufswagens, Kurzgeschichte |
| 5 | Der Rock, ein fast vergessenes Kleidungsstück, Essay |
| 6 | Liebe, Miniatur |
| | Das Erwachen, Kurzgeschichte |
| 8 | Der erste Tag, Dollys Dackel-Geschichten |
| 9 | Neuanfang, Kurzgeschichte |
| 11 | Warten, Kurzgeschichte |
| 12 | Pfotenreinigungsmaschine, Dollys Dackel-Geschichten |
| 13 | Die verschwundenen Leser, Essay |
| 13 | Meine Schwester, Kurzgeschichte |
| 15 | Hundebegegnungen, Dackel Dolly erzählt |
| 18 | Neudeutsch, Miniatur |
| 18 | Lebenserfahrungen, Aphorismen und Minitexte |
| 20 | Mein Weihnachten, Kurzgeschichte |
| 21 | Weihnachten aus Hundesicht, Dollys Dackel-Geschichten |
| 22 | Maria heute, eine etwas andere Weihnachtsgeschichte |

Erste Erfahrung Kurzgeschichte

Ein warmer Sommerabend senkte sich auf das Ferienlager. Militärisch ausgerichtet umringten die Sechzehn-Mann-Zelte den Appellplatz. Ab und zu klirrten die Ringe der Fahnenleine im Luftzug. Melodiefetzen der „Caprifischer“ wehten vorbei. Vor dem Helferzelt entlockte ein junger Mann seinem Akkordeon die neuesten Schlager, umringt von größeren Mädchen, die leise mit summten.

Ich gehörte zur jüngeren Gruppe, die Elf- und Zwölfjährigen, und trottete ziellos durch das Lager. Es war „Freizeit“, keine organisierten Veranstaltungen und das war mein Problem. Ich hatte keine Freunde und langweilte mich. Unter den Mädchen, die den Akkordeonspieler umringten, erkannte ich Blanka aus dem Nachbarzelt an ihrem hellen Schopf. Sie wiegte sich im Rhythmus der Melodie; ihr Blick verlor sich im Nirgendwo. Ich stellte mir vor: Ich stehe hinter ihr, lege die Arme um sie, drücke ihr Hinterteil gegen meinen Bauch, wiege mich mit ihr im gleichen Takt. Da ich mich nicht zwischen die Mädchen traute, schlenderte ich weiter.

Als ich an einem der Zelte vorbeikam, sah ich am Eingang ein Paar der größeren Gruppe auf der Holzpritsche sitzen, jeder die Hand zwischen den Beinen des anderen. Ich wurde immer unruhiger, ein mir unbekanntes Gefühl durchströmte mich, konzentrierte sich in meinem Unterbauch. Hinter dem Zelt stieß ich plötzlich auf Blanka. Hatte sie mich gesehen und war mir gefolgt? Ihre Bluse hatte sie vorn verknotet, ihr freier Bauch leuchtete hell. „Na du“, sagte sie. Ich blickte auf ihre nackte Haut, wusste nicht, was ich antworten sollte. Sie gab mir einen freundschaftlichen Schubs, ich schubste zurück und dann balgten wir uns wie zwei Jungen. Ihre kleine Brust streifte meinen Arm, meine Hand geriet an ihren Schenkel, mein Gesicht landete auf ihrem Bauch, meine Nase atmete den Geruch ihrer Haut ein. Ich hörte plötzlich auf. Etwas war anders als bei einem sportlichen Ringkampf. Ich wusste nicht weiter. Doch sie hatte schon die Leinwand hochgehoben und kroch ins Innere des Zeltes. Draußen war eine warme Sommernacht, aber hier herrschte eine Temperatur, wie in einem Backofen. Blanca zog mich neben sich auf die Holzpritsche, streckte ihre Beine aus und fächelte sich mit dem Rock Luft zu. Ich versuchte, einen Blick auf ihr Höschen zu erhaschen.

Am Eingang zeichnete sich als Schatten, das Paar der großen Gruppe ab und auf einmal spürte auch ich Blancas Hand bei mir da unten. Mein Herz raste. Ich lag ganz still. Auch Blanca rührte sich nicht, hielt nur fest, was sie mit ei-

nem ungeschickten Griff gepackt hatte. Vorsichtig schob ich eine Hand unter ihren Rock und ertastete die mir unbekanntes Körperformen, fühlte die Furche, die in ihren Körper führte. Alles war so anders als im Biologieunterricht. Da hatten wir durch unsere Witze die Mädchen in Verlegenheit bringen wollen. Hier war es einfach nur schön. Blanca kam mir entgegen, indem sie sich bequemer hinlegte. Auch ihre Hand setzte sich nun in Bewegung und erzeugte mir bisher unbekanntes Gefühle. Es war, wie wenn wir Jungens uns beim Duschen nach dem Schwimmunterricht scherzhaft am Glied packten, aber auch anders, ging mir durch und durch und dauerte nicht nur ein paar Sekunden. Ich merkte, dass Blanca mit ihren Fingern das Wachsen meines Gliedes neugierig verfolgte und unser Atem wurde schneller. Da warf der große Junge, der sich am Zelteingang mit seinem Mädchen beschäftigte, plötzlich ein Kissen nach uns und rief: „Was treibt ihr den da, ihr Ferkel, ihr junges Gemüse. Hört auf, verschwindet und stört uns nicht!“

Ich fuhr erschrocken auf, schob Blanca beiseite, kroch hinten wieder aus dem Zelt. Angst befiel mich, etwas Verbotenes getan zu haben, gleichzeitig Wehmut, nicht weitergemacht zu haben. Bis zum Schlafsinal stürmte ich durch das Lager, hatte Zorn und wusste nicht worauf. Auch als ich dann auf meinem Strohsack lag, konnte ich nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder malte ich mir aus, was ich alles mit Blanca hätte machen können. Doch es blieb nur noch die Fantasie. Wenn wir uns später auf der Lagerstraße begegneten, taten wir, als würden wir uns nicht kennen.

© Mai 2002 by Eberhard Kamprad

Überarbeitung des Beitrages „Fantasie“ vom April 2002 in der Internet-Schreibwerkstatt <http://www.fiction-writing.de>

Veröffentlicht in: Federwelt, Zeitschrift für Autorinnen u. Autoren, Nr. 41, Aug./Sept. 2003, S. 47, ISSN 1439-8362, www.federwelt.de

Die neue Mama Dollys Dackel-Geschichten

Die erste Empfindung in meinem Leben, an die ich mich erinnere, ist der warme Körper meiner Hundemama. Zum Glück mussten wir uns nur zu dritt die fünf Zitzen meiner Mutter teilen, so dass genug Milch da war. Sonst hätte es schlecht für mich ausgesehen, denn meine kräftigen Brüder, richtige Rabauken, hatten mich von den besten Milchquellen verdrängt: Kein bisschen Rücksichtnahme auf ein zartes Mädchen, aber ich war bescheiden und brauchte nicht viel. Ab und zu guckte ein brummiges und zottiges Wesen in unsere Kiste und beschnüffel-

te uns. Im Laufe der Zeit bekam ich mit, dass das mein Hundevater war. Er machte keinen freundlichen Eindruck auf mich und schien sich nicht besonders über unser Dasein zu freuen. Meine Mutter guckte ihn auch immer misstrauisch von der Seite an und knurrte warnend, wenn er uns zu nahe kam.

Ich wuchs und wuchs und wuchs. Bald verließ ich mit meinen Brüdern für kurze Ausflüge unsere Höhle. Dabei lernte ich große, zweibeinige Gestalten kennen. Sie nannten sich Menschen. Da meine Mama ihnen vertraute, machte ich es ebenso. Auch stillten sie unseren Hunger, als wir anderes wollten, als die Milch unserer Hundemama. Es war aber gar nicht so einfach. Die Milch trank man und sie rutschte hinunter. Die neue Nahrung musste man erst erschnüffeln und wenn man sie gefunden hatte, mühsam aufnehmen und dann auch noch hinunterschlucken. Ich beobachtete meine Mama und versuchte, es ihr nachzumachen. Nach einer Weile klappte es schon ganz gut.

Die Ausflüge wurden von Mal zu Mal immer länger. Unsere Hundemama zeigte uns die neue Welt außerhalb der Kiste. Auch die Menschen lehrten uns viel Neues, das mit Hunden eigentlich nichts zu tun hatte, wie zum Beispiel das Geräusch, das eine Art Hund macht, den die Menschen hinter sich herziehen. Mit der Schnauze des Dings wedeln sie hin und her. Das wäre ein herrliches Spielzeug zum Fangen, wenn nur nicht dieser grässliche Lärm wäre. Meine Hundemama sagte mir, dass die Menschen das Ding Staubsauger nennen. Was sie damit machen, konnte sie mir aber nicht erklären.

Ich wohnte inzwischen mit meiner Mama in einem Zimmer für uns. Dort hatten wir unsere Ruhe vor meinem Hundevater und meinen Radaubrüdern. Es gab nur einmal etwas Aufregung, als ich für kurze Zeit herausgeholt und anderen Menschen gezeigt wurde. Die befühlten mich, guckten mir ins Maul und machten komische Dinge mit mir. Auf einmal zwickte es ganz doll in mein rechtes Ohr. Aber bevor ich protestieren konnte, war es schon wieder vorbei. Meine Hundemama sagte mir, dass die Menschen das Wurfabnahme nennen, doch was es damit auf sich hat, wusste sie auch nicht.

Eines Tages wurde ich herausgeholt und zwei Menschen gezeigt; es waren ein großer Mann und eine kleine Frau. Sie betrachteten mich und verglichen mich mit meiner braunen Cousine, die ich einmal flüchtig kennengelernt hatte. Auch meine Mutter und mein Vater wurden vor gezeigt. Dieser knurrte mich an, wieso ich immer noch da sei. Nanu, wo sollte ich denn sonst sein? Die Frau sagte. „Den nehmen wir!“ Es

war aber kaum etwas zu verstehen, da meine Brüder einen Mordspektakel vollführten und an der Absperrung ihres Zimmers auf und nieder hüpfen. Dann verschwanden alle wieder und ich ging mit meiner Mutter in unser Zimmer zurück, froh, wieder Ruhe und diese merkwürdige Begebenheit überstanden zu haben.

Plötzlich wurde ich gepackt und in die Transportkiste gesteckt, die ich schon einmal kennen gelernt hatte, als es zu einem Mann im weißen Kittel ging, der mich piekste. Ich rief meiner Mama noch zu: „Bis nachher!“, doch sie drehte sich weg und beachtete mich nicht weiter. Heute glaube ich, sie wusste, dass das ein Abschied für immer war.

Die schaukelnde Kiste mit mir darin wurde in ein rollendes Haus gepackt und los ging es. Ich machte mich ganz klein und wimmerte vor mich hin. Das war anders als der Kurzbesuch bei dem weißen Mann. Die beiden fremden Menschen waren auch mit dabei. Jetzt konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich musste ein Häufchen, wie die Menschen das nannten, machen. In der nächsten Kurve rutschte ich in eine Ecke und dabei mitten in das Häufchen hinein. Igittigitt, jetzt war auch noch mein Fell beschmutzt und eklig klebrig.

Schaukelnd bewegte sich die Transportkiste. Die Frau, die bisher meine Mama und mich betreut hatte, nahm mich heraus und gab mich dem großen Mann auf den Arm. Gleich war auch seine Jacke mit ... vollgeschmiert.

„Musst du sie auch an dich drücken“, sagte die kleine Frau. „Halt sie von dir weg.“

Nun baumelte mein Körper in der Luft. Das gefiel mir noch weniger und ich strampelte heftig. Die Frau kam mit Tüchern und begann mich zu reinigen. So lernte ich gleich diese für einen Wohnungshund wichtige Prozedur kennen.

Ich war mit den zwei fremden Menschen allein. Die Frau nahm mich auf den Arm.

„Hallo, Dollymäuschen, ich bin deine neue Mama.“

Ich protestierte lautstark, einmal bin ich ein Hund und keine Maus und dann habe ich ja meine Hundemama und brauche keine neue. Aber da diese nicht da war und ich Angst hatte, schmiegte ich mich doch an die Frau. Wenigstens war sie warm und so unangenehm roch sie gar nicht.

Vorsichtig erkundete ich zunächst die neue Umgebung. In einem kleinen Raum fand ich ein Körbchen, das zu meiner Körpergröße passte. Dahinein hatte der Mann auch das mitgebrachte Deckchen und das Spielzeug gelegt, das noch ein bisschen nach meiner Mutter roch. Ich vermisste den Lärm meiner Brüder und den war-

men Körper meiner Hundemama. Da war es vielleicht am besten, erst einmal ein wenig zu schlafen. Ich kletterte in das Körbchen, legte meine Nase auf das Stückchen Heimatdecke und schlief ein.

© 2001, überarbeitet Mai 2005 by Eberhard Kamprad

Veröffentlicht in: Zeitschrift "Kurzgeschichten", Ausgabe 6/2005, S. 51, ISSN 1613-432X, www.kurzgeschichten.biz

Erlebnisse eines Einkaufswagens Kurzgeschichte

Bruch - plautz! Das war ein Stoß. Mir zittern noch alle Stangen. Was für ein grober Kerl! Der junge Mann, der mich soeben in die Reihe zu meinen Kollegen geknallt hat, kettet mich ungeduldig an und zerrt seine Mark aus meinem Schlitz. Ich überlege schon, als Strafe die Mark zu behalten, unterlasse es dann aber aus Angst vor noch gröberer Behandlung. Wir Einkaufswagen haben kein leichtes Leben. Tagaus, tagein werden wir durch die Regalreihen gezerrt, gestoßen, gerammelt, getrieben, geschleift. Kein Wunder, dass manches Mal unsere Räder den Dienst verweigern und selbst die Richtung bestimmen wollen. Das macht die Menschen aber noch ungeduldiger. Kaum einer hat Zeit und Muße, behutsam mit uns umzugehen. So rolle ich nun tagein, tagaus durch den Supermarkt und mache mir so meine Gedanken.

Da ist die alte Frau, die es verschmählt, mich als Stütze, als Geh-Roller, zu benutzen und mich aufrecht vor sich her schiebt, obwohl es ihr sichtlich schwer fällt. Von ihr habe ich keine grobe Behandlung zu erwarten. Behutsam umfährt sie mit mir alle Klippen; sogar die Pyramide aus aufgetürmten Konservendosen, die unvermutet in einer Biegung auftaucht, meistert sie. Vorgestern hatte ein Student dort eine Katastrophe verursacht, indem er mich schlenkernd hinter sich herzog. Da blieb es nicht aus, das mein linkes Hinterrad unten einige Büchsen herausriß. Es war, wie in der „Olsenbande“, als Benny bei der Ausführung eines PLANS Egon auf dessen Wunsch hin eine Büchse reichte, die er unten aus der Pyramide genommen hatte. Das ganze KUNSTWERK stürzte scheppernd ein und rief in Bennys Fall die Polizei und im Fall des Studenten die entsetzten Mitarbeiter des Marktes auf den Plan. Während Benny die Suppe, die er sich EINGE-STÜRZT hatte, auslöffeln musste, kümmerte sich der Student nicht um das von ihm angerichtete Malheur und zerrte mich weiter bzw. wollte mich weiterzerren. Das ging aber nicht, weil sich eine Büchse unter meinem Bodengitter verklemmt hatte. Wütend klaubte der Student seine Einkäufe aus meinem

Bauch und ließ mich stehen. Von meinem Platz aus konnte ich sehen, wie er an der Kasse nach dem Nennen des Gesamtpreises erst einmal seinen Rucksack abnahm und umständlich die Geldbörse suchte, wobei ihn die Kassiererin und die nach ihm Wartenden je nach Temperament zornig, resigniert oder gleichgültig beobachteten. Der freundliche Auffüller vom Tierregal machte mich wieder flott und brachte mich zu meinen Kameraden. Er schaffte es sogar noch, den Studenten abzapfen und ihm seine Mark wiederzugeben. Doch der bedankte sich nicht einmal.

Die Beobachtung an der Kasse richtet meine Gedanken auf diejenigen, die meinen, auf meine Dienste verzichten zu können. Das mag ja noch hingehen, wenn es sich um eine Palette Bier handelt, wenn aber jemand bis unters Kinn mit Kleinkram bepackt ist und den dann gemütlich in seinen Rucksack verstaut, während die anderen nicht nachrücken können und artistische Verrenkungen machen müssen, um an ihre Waren zu kommen, ist dies schon eine Zumutung. Dabei sind die Betroffenen häufig oft selbst ganz ungeduldig und können nicht einmal das Bellen des vor dem Markt angebunden Hundes ertragen, der nach seinem Frauchen ruft.

Nun werde ich doch noch als Geh-Hilfe, als Geh-Roller benutzt. Ein kräftiger Mann in mittleren Jahren hängt sich über meine Stange und erweckt den Eindruck, als ob ICH ihn durch den Markt schleife. Zum Glück geht der Weg nur bis zum Schnapsregal. Gut gefüllt schleppen wir uns dann zur Kasse. Potz Blitz und Wagengerassel! Bin ich froh, dass ich den so schnell wieder los wurde. Ich kam mir selber ganz schlapp vor.

Während ich auf meinen nächsten Wagenlenker warte, denke ich über die verschiedenen Hinterteile der Menschen nach, mit denen mein Vordeitel absichtlich oder unabsichtlich Bekanntschaft macht. Da ist der pubertierende Jüngling, der mit einem vorsichtigen, wie unabsichtlichen Stoß, die Elastizität des wohlgeformten Hintern der jungen Frau vor ihm testet; da ist der Ungeduldige, der dem langsamen, alten Mann vor ihm, hinten rein fährt und ich nur harte Knochen spüre; da stehe ich eingeklemt zwischen zwei dicken Klatschbasen und versinke fast im Fett und da habe ich den jungen Mann, der den rückwärtigen Anstoß als Anlass für ein Gespräch, nutzte. Ich blinzelte meinen Kollegen zu und tatsächlich: Beim nächsten Einkauf brauchten die Zwei nur noch einen Einkaufswagen - nämlich mich.

Richtige Charakterstudien kann ich im Zusammenhang mit dem Pfand für meine Benutzung

machen. Nun hat das sowieso eine mehr symbolische Bedeutung im Verhältnis zu dem Wert, den ich repräsentiere, aber trotzdem lässt kaum jemand seine Mark oder sein rundes Plastteil, hochtrabend Chip genannt, im Stich. Der Sinn des Chips ist sowieso nicht einzusehen, außer, dass man ihn nicht aus Versehen ausgeben kann. Die Rückgabe der Wagen bei Knappheit hat sich aber kompliziert, denn der Nächste in der Warteschlange muss dann den Führer des leeren Wagens bei der Übergabe immer erst fragen: „Chip oder Mark?“ - und bei Bejahung des Ersteren gemeinsam zum Standplatz gehen, damit der Andere seinen Chip wiederbekommt. Ach, machen die Menschen das Leben kompliziert! Dann gibt es diejenigen, die vorsorglich in allen Jackentaschen eine Mark stecken haben und die anderen, die Groschen und Pfennige zusammensuchen und bei einem Zurückbringer eintauschen wollen. Doch da haben sie meistens kein Glück, denn sie bringen den Ordentlichen ihr System durcheinander, da diese dann keine Wagenmark für den nächsten Einkauf haben. Nun habe ich aber genug philosophiert und der Dienst muss weitergehen.

Eine nervöse Frau mittleren Alters kommt und sucht die Mulde zum Einlegen der Marke, die man dann einschiebt. Das ist aber das andere System. Na, endlich hat sie begriffen, dass ich das System mit Schlitz habe und kettet mich los. Doch schon naht das nächste Malheur. Nach ein paar Artikeln wirft sie in der Hektik den Nächsten in meinen Kollegen, der neben mir steht, und zieht mit dem los. Ich ohne schon, was kommt. Der ursprüngliche Besitzer des Kollegen ist mit meinem Inhalt nicht zufrieden, nachdem er ihn misstrauisch beäugt hat und fährt mich zur Rezeption. Nun werden wir ausgerufen: „Ein Einkaufswagen wurde vertauscht. Bitte bei der Rezeption melden.“ Nach einer Weile hatte ich meine nervöse Frau wieder. Diesmal war es ja nicht weiter schlimm; problematisch wird es aber, wenn Taschen mit Geld und Papieren an der vertauschten Wagen hängen. Nachdem ein freundlicher Herr meiner Nervösen geholfen hat, mich anzuketten, hatte ich wieder eine Verschnaufpause. Der Kollege neben mir ist ganz verrostet. Erst seit kurzem ist er wieder in unserer Gemeinschaft. Vorher hatte er in einem Park wochenlang im Freien gestanden, bevor ihn Gärtner fanden und zurückbrachten. Sein Münzenschlitz war ganz zerbeult, denn man hatte die Mark mit Gewalt aus seinen Zähnen gerissen.

Nanu, was geht denn jetzt los. Ein Karton wird in meinen Bauch gestellt, der offensichtlich die Einkäufe aufnehmen soll. Vorläufig sitzt ein junger Hund darin. Er ist so still, dass ihn viele für ein Stofftier halten. Auch gut, da gibt es wenigstens keinen Ärger. Für heute reichen mir die

Aufregungen. Es ist ja auch bald Feierabend. Das war ein anstrengender Tag. Unter unserem Schutzdach klappern wir Einkaufswagen noch ein wenig miteinander und tauschen unsere Erlebnisse aus. Das war's dann. Gute Nacht!

© 2001 by Eberhard Kamprad

Veröffentlicht in Auszügen in: *Federwelt, Zeitschrift für Autorinnen und Autoren, Nr. 46, Juni/Juli 2004, S. 43, ISSN 1439-8362*

Der Rock - ein fast vergessenes Kleidungsstück Essay

In der späten Kindheit gab es für die erwachende Männlichkeit von uns Jungen nichts Interessanteres als die Röcke der Mädchen: Was war darunter? Welches Geheimnis verbarg sich da?

Großes Gejohle, wenn sich einer traute, einem Mädchen den Rock hochzuheben. Einigen gefiel das Interesse und sie wehrten die künftigen Männer kokett ab. Andere weinten und beklagten sich bei der Lehrerin. Das führte zu einer Aussprache in der Klasse und zu dem nüchternen Hinweis, sich über Damenunterwäsche im Schaufenster zu informieren. Natürlich traf das nicht den Kern des Problems. Es kommt schließlich auf den Inhalt an und was offen dargeboten wird, ist nicht mehr geheimnisvoll und verliert seinen Reiz; genauso, wenn Frau eine kurze Hose trägt. Da ist genau festgelegt, wie viel sie von ihren Beinen zeigt: kein Raum für Fantasie und Spekulationen. Ein Rock dagegen ist ob seiner unscharfen Grenze immer eine Verheißung auf mehr. Schon ein Windstoß kann den Einblick erweitern. Dann kommt es auch auf den Standpunkt an. Befindet man sich tiefer als die Frau, verschiebt sich der Blickwinkel. Deshalb galt es früher als unschicklich, hinter einer Frau, die nicht die eigene war, die Treppe hochzugehen. Bei der eigenen sollte man es tun, um anderen Männern den Blick unter den Rock zu versperren. Schließlich hat Frau auch selbst die Möglichkeit, dem Mann etwas zu bieten, wenn ihr daran liegt.

Es muss nicht gleich wie bei Sharon Stone sein, die in der berühmten Filmszene vor einer sie verhörenden Männerrunde die Beine übereinander schlägt. Die Fantasie des Zuschauers wird noch zusätzlich angeheizt. Er weiß, dass sie vergessen hat, den Slip anzuziehen. Das wird der Normalfrau kaum passieren. Und doch ist der Rock ein vielseitig spielbares Instrument, um unabsichtlich absichtlich einem gegenüberstehenden Mann mehr oder weniger sehen zu lassen.

Als ich begann, mich für Röcke zu interessieren, lag der Saum zehn Zentimeter unter dem Knie. (100 Jahre früher gerieten die Männer außer Rand und Band, wenn beim Einsteigen in die Kutsche der Fußknöchel einer Frau sichtbar wurde.) Dann kam die Zeit der Miniröcke. Langsam wanderte der Saum immer höher, bis die Gesäßbacken Einhalt geboten. Da war nun aber auch nichts mehr mit Verheißung und Geheimnis. Wie bei einer kurzen Hose zeigte Frau, was nach der Sitte möglich war. Nur wenn sie gerade stand, musste alles bedeckt sein. Beim Sitzen war vom Rock nichts mehr zu sehen. Wollte Frau zusätzlich auf ihre Beine aufmerksam machen, konnte sie ständig schamhaft am Rocksaum zupfen.

Doch wie jede Mode, währte auch diese nur kurze Zeit. Die Frauenwelt entdeckte die lange Hose als universelles Kleidungsstück. War sie vorher eher eine Ausnahme gewesen, wurde sie nun Allgemeingut. Das Vorurteil eines maskulinen Kleidungsstils fiel schnell. Da Frauen nie verlegen waren, einen Weg zu finden, ihre Reize zur Schau zu stellen - was im urwüchsigsten Sinn der Erhaltung der Menschheit dient - entdeckten sie nun, dass sich bei einer extrem engen Hose alle Rundungen und Falten des Körpers im Stoff widerspiegeln. Aber damit ist wieder ein Geheimnis verloren gegangen.

Die meisten Frauen greifen nur noch als Ausnahme im Hochsommer auf das luftige Kleidungsstück des Rockes oder Kleides zurück. Dann wird aber an Stoff gespart, was nur geht. Eine Frau, die von oben und unten, die Grenzen der Moral ausschöpft, braucht nur noch 30 cm Stoff, das Nötigste um die Hüften herum zu bedecken. Ein kleines Oberteil ist noch üblich, aber das verschwindet vielleicht auch bald.

Trotz des Vorteils, den lange Hosen im Alltag bieten, wollte Frau auf die Wirkung der nackten Haut nicht verzichten. Hatte sich die Minirockmode von unten nach oben vorgearbeitet, kam jetzt der umgekehrte Weg. Der Bund rutschte bei Röcken und Hosen immer weiter nach unten, bis auch hier wieder das Gesäß Einhalt gebot. Gleichzeitig rutschte der Saum des Oberteils nach oben, so dass Frau nun ihr nacktes Mittelstück präsentiert.

50 Jahre später kenne ich nun das Geheimnis, das unter dem Rock ist, doch es nützt mir nichts mehr. Die Röcke sind verschwunden. Was ist ein nackter Bauch gegen das Geheimnis und die Verheißung eines schwingenden Rockes?

© Juni 2005 by Eberhard Kamprad

Liebe Miniatur

Wenn ich ihren zarten Körper in den Armen halte, kann ich mir kein größeres Glücksgefühl vorstellen. Sanft gleitet meine Hand durch ihr dichtes, schwarz-braunes Haar. Besonders gern hat sie es, wenn ich ihr über den Rücken fahre und jeden Wirbel einzeln abtaste. Dann bedankt sie sich mit ungeschickten, feuchten Küssen. Oft reiben wir unsere Nasenspitzen aneinander. Dabei kann ich einen tiefen Blick in die geheimnisvollen Abgründe ihrer braunen Augen tun und frage mich, was geht in ihrem Geist vor, was denkt sie, was fühlt sie? Ihr wohlgeformtes Hinterteil ist mir immer ein entzückender Anblick. Beim Gehen wackelt sie damit auf eine bezaubernde Art hin und her und ich kann mich nicht entscheiden, ob sie von vorn oder von hinten hübscher aussieht. Besonders verlockend ist es, die zarte rosa Haut ihres Bauches zu streicheln. Dann rekelte sie sich wohligh in meinem Arm und wenn ich ihr sage: „Ich liebe dich“, antwortet sie mit einem kräftigen „Wuff“ – meine Dackelhündin Dolly.

©2001 by Eberhard Kamprad

Das Erwachen Kurzgeschichte

Krachen, splintern, kreischen. Als der Lärm verstummte, lag auf der Kreuzung ein Haufen Schrott. Eine Frau kroch auf allen Vieren von der Unfallstelle fort. Aus dem einen Wrack hing der leblose Körper eines Mannes. Etwas entfernt lag ein herausgeschleuderter, zerstörter Drahtkäfig. Ein großer, schwarzer Hund befreite sich gerade daraus und ließ einige Stücke Fell an den verbogenen Gitterstäben zurück. Er humpelte zu dem Mann und leckte ihm das Gesicht ab.

Ich falle und falle und falle in eine bodenlose, körperlose Tiefe. Plötzlich erschüttert eine gewaltige Explosion das Universum. Das Fallen verlangsamt sich, nimmt dann aber umso schneller zu. Aus einer anderen Galaxis höre ich eine Stimme: „Dreihundert! Zurück vom Tisch!“ Dann wieder eine Detonation. Ein gewaltiger Motor beginnt in rhythmischen Stößen zu arbeiten. Das Fallen hört auf, ich fange an emporzuschweben. Eine andere Stimme sagt: „Wir haben ihn wieder.“ In einem Kreis goldglänzender Lichtkaskaden halte ich an.

Auf der Wartebank vor dem OP saß eine verheulte Frau und starrte wie hypnotisiert auf die Tür. Endlich öffnete sich diese. Monika Schulze stand auf und ging dem Arzt ein paar Schritte entgegen. Dann hob sie abwehrend die Hände

gegen ihn, als wolle sie die Nachricht, die er brachte, von sich schieben.

„Ihr Mann lebt! Mehr können wir im Moment nicht für ihn tun, Frau Schulze“, informierte sie der Arzt mit berufsmäßiger Anteilnahme. „Die Reanimation war erfolgreich. Er schläft jetzt. Das ist gut, so können sich die Vitalfunktionen stabilisieren. Und Sie schlafen jetzt am besten auch ein bisschen.“

Er fasste ihre Hände, die sie ihm immer noch abwehrend entgegenstreckte, und drückte sie beruhigend.

„Wir rufen Sie an, wenn Sie Ihren Mann sehen können.“ „Danke, danke, Herr Doktor, für alles, was Sie für meinen Mann getan haben“, schluchzte sie.

Da ertönte der Pieper in der Brusttasche des Arztes.

„Ich muss in die Notaufnahme, auf Wiedersehen, Frau Schulze!“

Während sich Monika Schulze dem Auto näherte, richtete sich die Rottweilerhündin Anja erwartungsvoll auf und versuchte, ihre Schnauze durch den Lüftungsspalt des Fensters zu schieben. Als sie sah, dass Frauchen allein kam, sank sie auf ihrem Platz zusammen. An Kopf und Rücken der Hündin waren Wunden mit flüssigem Pflaster eingesprüht, die rechte Vorderpfote trug einen dicken Verband, über den eine Socke als Schuh gezogen war. Monika Schulze kraulte den dicken Kopf, während sich die Hündin an sie schmiegte. „Du hast schlecht auf Herrchen aufgepasst.“ Anja winselte. „Kannst ja nichts dafür, hast selbst was abbekommen“, und nun tropften die Tränen in das weiche Hundefell. Sachte und behutsam leckte Anja die Tränen vom Gesicht ihres Frauchens.

„Setzen Sie sich, Frau Schulze!“

„Warum kann ich nicht gleich zu meinen Mann, wieso wollen Sie mich vorher sprechen, Herr Doktor?“ Angst schwang in Monikas Stimme.

„Sie können sofort zu ihm, aber ...“

„Was aber?“

„Es ist ein Problem aufgetreten. Ihr Mann wacht nicht auf.“

„Wacht nicht auf? Was bedeutet das?“

„Es handelt sich um einen Funktionsausfall der Großhirnrinde bei erhaltener Funktion der lebenswichtigen Zentren des Gehirns, ein so genanntes Wachkoma. Das kommt als Folge von Reanimationen vor. Wenn Sie zu Ihrem Mann gehen – und deshalb wollte ich vorher mit Ihnen sprechen – scheint es, als ob er wach ist. Die Augen sind geöffnet, der Blick jedoch geht ins Leere und er kann weder emotionalen Kontakt aufnehmen noch Aufforderungen befolgen.“

„Und wird mein Mann wieder aufwachen?“ Monika Schulze richtete sich halb auf und sah dem Arzt erwartungsvoll an.

„Das lässt sich leider nicht vorhersagen. Bei etwa 20 Prozent der Patienten kehrt das Bewusstsein wieder, nach drei Monaten sind es allerdings nur noch 10 Prozent.“

Sie sank in sich zusammen.

„Frau Schulze“, der Arzt fasste ihre Hände und hielt sie fest in den seinen, „Sie haben jetzt eine große Aufgabe. Wahrscheinlich können nur Sie ihren Mann ins Leben zurückholen. Wir tun alles medizinisch Notwendige, damit sein Körper keinen weiteren Schaden nimmt, aber für die Seele können wir wenig tun. Ein starker emotionaler Reiz, der den Kranken zurückholt, kann oft nur von den nächsten Angehörigen kommen. Besuchen Sie Ihren Mann so oft wie möglich. Da man nicht weiß, was er von der Umwelt wahrnimmt oder nicht, ist es wichtig, sich ihm aktiv zuzuwenden. Sprechen, Berühren und das Vorspielen bekannter Musik können das Aufwachen unterstützen.“

Monika Schulze richtete sich auf und befreite ihre Hände.

„Führen Sie mich zu ihm, mein Mann wird zu den 20 % gehören. Ich hole ihn ins Leben zurück!“

Ich stecke in einer zähflüssigen Masse. Sie umschließt mich von allen Seiten. Verzerrte Lichtimpulse und Geräuschfetzen erreichen mich. Ich will mich aus diesem klebrigen Gefängnis befreien. Was an Signalen zu mir dringt, will ich deuten. Es gelingt mir nicht. Ich versinke wieder in Schwärze.

„Mutlos, Frau Schulze?“

„Ach, Herr Doktor! Soll man da nicht mutlos werden. Ich mache alles an Übungen und Anregungen was sie empfohlen haben und nichts hilft. Mein Mann liegt da wie ein Stück Holz.“

„Denken Sie nach, Frau Schulze. Vielleicht fällt Ihnen noch etwas ein, was einen starken Reiz auf Ihren Mann ausüben könnte.“

„Er hat sehr an Anja gehangen, ich könnte sie einmal mitbringen. Vielleicht reißt ihn das aus seinem Zustand.“

„Gut! Bringen Sie diese Anja morgen mit. Die Hauptsache, Sie werden nicht auf sie eifersüchtig, wenn Ihr Mann so an ihr hängt.“

„Ich werde doch nicht auf einen Hund eifersüchtig sein.“

„Einen Huuund? Ein Hund auf der Intensivstation! Das hat es noch nie gegeben.“

„Ich denke, ich sollte alles Menschenmögliche versuchen?“

„Ja, aber, hmm, wir können es einmal probieren. Stecken sie ihn unter die Jacke und bringen sie ihn unauffällig herein. Ich Sorge dafür, dass Sie nicht gestört werden!“

„Unter die Jacke geht leider nicht. Anja ist eine Rottweilerhündin und wiegt 40 kg.“

„Frau Schulze, sie bringen mich noch in Teufels Küche. Kommen Sie mit dem Hund ... über die

Feuertreppe. Ich Sorge dafür, dass die Tür offen ist.“

„Danke, danke, Herr Doktor! Mein Mann wird zu den 20 Prozent gehören, die wieder aufwachen. Ich vertraue fest auf Anja.“

„Vergessen Sie nicht, dass wir uns langsam aber sicher der Grenze nähern, wo es nur noch 10 Prozent sind.“

„Anja wird es schaffen, sie ist doch sein Ein und Alles.“

Endlich war es dunkel genug. Monika Schulze und Anja näherten sich der Feuerschutztür auf der Rückseite des Krankenhauses. Sie bemühten sich im Schatten zu bleiben.

„Du darfst nicht bellen, sonst können wir deinem Herrchen nicht helfen.“

Die Hündin wedelte mit dem Schwanz, zum Zeichen, dass sie verstanden hatte. Als Monika die Tür zur Feuertreppe öffnete, registrierte der Bewegungsmelder ihre Anwesenheit und schaltete das Licht ein. Aber zum Glück brannte es nur in einer Etage, die hell erleuchtete Feuertreppe wäre zu auffällig gewesen. Leise stiegen sie die Eisenstufen empor. Hinter ihnen verlosch das Licht, vor ihnen leuchtete die nächste Etage auf. Plötzlich wurde es auch einige Stockwerke über ihnen hell. Monika schreckte zusammen. Anja drückte sich in den Schatten. Ihr schwarzer Körper verschmolz mit der Wand, nur die bernsteingelben Augen leuchteten.

„Hallo, ist da jemand?“, hallte eine Männerstimme, „der Aufenthalt auf der Feuertreppe ist verboten.“

„Ich wollte ein bisschen frische Luft schnappen und habe mich verlaufen“, antwortete Monika geistesgegenwärtig, „ich suche die Intensivstation!“

„Da müssen Sie in der vierten Etage ins Gebäude 'rein. Guten Abend!“

Über ihnen erlosch das Licht. Monika Schulze tat einen tiefen Seufzer und Anja kam aus ihrer Ecke hervor. Bald hatten sie die bezeichnete Etage erreicht. Monika öffnete vorsichtig die Feuerschutztür. Anja streckte ihre Nase vor und zog sie schnell wieder zurück; so viele unangenehme Gerüche. Monika Schulze strich ihr über den dicken Kopf und zog sie vorsichtig mit sich. Auf einmal begann Anja zu ziehen. Unter den vielen fremden Gerüchen hatte sie einen vertrauten erschnüffelt. Sie stürmte auf eine Tür zu und öffnete sie mit der Vorderpfote.

Nun befinde ich mich in einem wallenden, grauen Nebel. Wieder nehme ich Geräusche und Licht nur gedämpft wahr. Auf einmal drängt ein Geräusch alles andere beiseite. Es wird hell und klar. Jetzt erkenne ich es. Es ist das Bellen von Anja. Meine Arme und Beine kann auf ich auf einmal bewegen. Meine Hände spüren weiches, warmes Fell. Etwas Feuchtes, Raueres wischt

über mein Gesicht, wischt wieder und wieder und holt mich in die Wirklichkeit zurück.

Da schlug Herr Schulze die Augen auf. Er erkannte, dass er in einem Krankenhausbett lag. Anja hatte ihre Vorderpfoten auf den Rand gestellt und leckte ihm das Gesicht ab. Die Welt und er waren wieder eins.

© Juli 2003, überarb. Sept. 2004, by Eberhard Kamprad

Veröffentlicht in: Zeitschrift "Kurzgeschichten", Ausgabe 10/2004, S. 56, ISSN 1613-432X, www.kurzgeschichten.biz

Der erste Tag Dollys Dackelgeschichten

Als ich erwachte, merkte ich sofort - bevor ich die Augen geöffnet hatte - dass etwas anders war als sonst. Ich war allein und der vertraute Geruch fehlte. Ein wenig war noch da, aber wirklich nur ein wenig. Richtig, ich war ja gar nicht mehr bei meiner Hundemama. Was mochte mich erwarten, wenn ich die Augen öffnete. Nun ja, ändern konnte ich doch nichts mehr. Also: Augen auf!

Um eines meiner Hinterpfoten hatte sich der Lappen gewickelt, den ich mitbekommen hatte. Er strömte den vertrauten Geruch aus. Das war aber auch alles, was ich von meiner alten Heimat hatte. Die kleine Frau, also meine neue Mama, beugte sich über mich und streichelte mich. Sofort wurde mir etwas wohler. Ich kletterte aus meinem Korb und tappte hinter ihr her. Der große Mann (mein neuer Vater) lag noch in seiner Schlafkiste und die Frau kroch auch in eine solche. Und was wurde aus mir? Hilf Dir selbst! Ich gehörte ja schließlich zum Rudel. So spannte ich meine Hinterpfoten an, holte durch Auf- und Niederwippen Schwung und sprang mit einem Satz in die Rudelschlafkiste. Später bekam ich mit, dass die Menschen das Ding Bett nannten. Nun war das ganze Rudel beisammen, Warum nicht gleich so? Das war natürlich viel angenehmer als wie ein vom Rudel Verstoßener in einem Korb zu liegen. Ich kroch zu meiner neuen Mama unter die Bettdecke und kuschelte mich an sie. Dort war es schön warm und roch auch angenehm.

Doch die Ruhe währte nicht lange. Mein neuer Vater, offensichtlich der Rudelführer, rappelte sich auf und meinte, dass er mit mir Gassi gehen müsste. Was war denn das nun wieder? Meine Mama entgegnete, dass in den Büchern stünde, dass ich vorsichtig an das Halsband gewöhnt werden müsse. Schon wieder etwas Neues! Mein Vater setzte mich auf die Erde und kam mit einem komischen Ding, dass er an meinem Hals festmachen wollte. Ewig fummelte er an mir herum. Ich versuchte stillzusitzen und

den Rudelführer nicht zu verärgern, aber das Ganze war schon ziemlich lästig, wenn man auch nicht sagen konnte, es sei nicht auszuhalten. Endlich war alles fertig. Ich dachte schon, ich hab es geschafft und wollte davon springen, aber wieder war es nichts damit. An das Ding um meinen Hals, hakte er noch etwas anderes, dessen Ende er in der Hand hielt. Nun waren wir beide verbunden. Eigentlich nicht so schlecht, wie ich anfangs dachte. Ich gehörte offensichtlich als etwas Besonderes zum Rudelführer und fühlte mich gleich doppelt so stark, als ich in Wirklichkeit war.

Aber jetzt kam der Haken der ganzen Sache. Mein Vater sagte zu mir „Komml!“, zog an der Leine und mir blieb gar nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Nur kurz versuchte ich, mich Steifzumachen, aber da schnitt sich das Halsband schmerzhaft ein. Wir kamen vor das Haus, das nun meine neue Heimat geworden war, aber der Empfang war gar nicht freundlich. Es war kalt und mit Schneeflocken vermischter Regen fiel vom Himmel. Nein, ich wollte nicht mehr. So fest ich konnte stemmte ich meine Pfoten gegen den Boden. Dazu sollte ich auch noch über ganz komischen Untergrund gehen; mit lauter Löchern. Später wusste ich, das das eine Rampe mit Gitter-rosten war, um wegen meinem empfindlichen Rücken das Treppensteigen zu vermeiden. Nebenbei konnten auch die Menschen ihre Kinderwagen oder Einkaufsroller hochschieben. Doch zurück zu meinem ersten Ausgang. Schließlich trug mich mein Vater ein Stück und setzte mich dann ab. Ich merkte, dass er auch ganz aufgeregt war, mindestens ebenso wie ich. So hatten wir wenigstens eine verbindende Gemeinsamkeit. Ich klemmte meinen Schwanz zwischen die Hinterpfoten. Mein Vater hatte eine gekrümmte Haltung eingehalten und versuchte beruhigend auf mich einzureden. Ich sei schließlich sein erster Hund – nun ja, für mich war er wenigstens mein dritter Vater.

So kamen wir mühsam 50 Meter voran. Ich begriff nun, dass ich mich LÖSEN sollte, wie die Menschen das in ihrer umständlichen Art nannten und machte ein kleines Pfützchen. Endlich ging es wieder nach Hause. Dort erwartete mich schon meine Mama mit mehreren Tüchern unterschiedlicher Art, die sie nach einem nur ihr verständlichem System an meinem Körper zur Anwendung brachte. Das war mir äußerst lästig, aber ich hatte schon gelernt, das man den Menschen im allgemeinen ihren Willen lassen muss, um ein einigermaßen ruhiges Hundeleben zu führen. Dann bekam ich endlich etwas zu fressen. Nach den Aufregungen rollte ich mich erst einmal in meinem Korb zusammen und schlief ein wenig. Als ich aufwachte, ging das Ganze wieder von vorn los, nur dass mich jetzt mein Vater abtrocknete. Der nahm wenigstens nur ein beliebiges Tuch und wischte einmal flüchtig

über Bauch und Pfoten. Bei solchen HUNDEwetter (Was haben wir eigentlich mit schlechtem Wetter zu tun?) schaufeln wir uns ja mit unseren kurzen Vorderpfoten den Dreck direkt an den Bauch. Zeit meines Lebens behielt ich durch diese ersten Tage in meinem neuen Zuhause mit matschigem Schneeregen, einen Widerwillen gegen schlechtes Wetter und das Ausführen überhaupt.

Einmal hatten meine Eltern auch zulange gewartet und ich hatte ein Pfützchen auf den Teppich gemacht. Zum Glück schimpfte Mama nicht mit mir, sondern mit meinem Vater, warum er das nicht vorausgeahnt hätte und früher mit mir hinausgegangen wäre. Ach ist das Leben kompliziert! Aber ansonsten war mein Vater sehr streng mit mir. Ich hatte gleich erkannt, das er der Rudelführer war. Da konnte ich ehr einmal bei Mama mein Glück versuchen, mit meinem unschuldsvollen Dackelblick etwas durchzusetzen. So ging mit Fressen, Schlafen und Ausführen der erste Tag in meinem neuen Zuhause herum. Als das Rudel schlafen ging, nahm ich gleich meinen eroberten Platz in der großen Schlafkiste ein. Noch nass, vom letzten Ausführen wärmte ich mich erst einmal beim Vater auf und wechselte dann im Laufe der Nacht zu Mama unter die Decke. So hatte jeder etwas von mir.

Neuanfang Kurzgeschichte

Felix war alt und in vielen Dingen etwas nachlässig. Seinem Rauhaardackel Max ging es ebenso. Mit zunehmendem Alter war ihnen manches unwichtig geworden. Beider Bärte wirkten ungepflegt, Haar und Fell waren struppig und mit der Reinlichkeit nahmen sie es auch nicht mehr so genau. Da Felix und Max im gleichen Bett schliefen, störte das keinen. Ihre Ausdünstungen vermengten sich zu einer speziellen Geruchsmischung. Wenn sie auf der Straße Kindern begegneten, veranlasste das die Mütter zu der Ermahnung: „Geht nicht so nah an dem alten Penner und seinem dreckigen Köter vorbei! Wer weiß, was ihr euch da weg holt?“

Viermal täglich drehten die beiden ihre Runde durch das Wohngebiet. Dem Dackel fiel es von Tag zu Tag sichtlich schwerer, langsam setzte er eine Pfote vor die andere. Eines Morgens vermisste Felix den warmen Körper an seiner Seite. Besorgt erhob er sich, um nach Max zu sehen. Da lag er in seinem Körbchen und stand nicht mehr auf. Felix hockte sich davor und hielt eine stumme Zwiesprache mit dem langjährigen Gefährten seiner einsamen Tage. Dann wickelte er den kleinen Körper in die Lieblingsdecke und trug ihn zur Abgabe zum Tierarzt. Mühsam unterdrückte er die Tränen, als er ihn aus den

Händen gab. „Das war mein letzter Freund“, sprach er stockend zu der Assistentin, als er seine Gebühr bezahlte, „nun bin ich ganz allein. Am besten ich fahre auch bald in die Grube.“ Wie als Widerspruch hörte er plötzlich kräftiges Bellen unter dem Tisch hervor. Dann erschienen zwei Pfoten an der Tischkante und darüber ein Dackelkopf, der Felix mit klugen, braunen Augen anblickte. Der kleine Kerl stand mit gestreckten Hinterpfoten auf einem Stuhl, sodass er gerade über den Tisch gucken konnte. „Das ist Paul, unser Sorgenkind“, erklärte die Mitarbeiterin. „Sein Besitzer hat ihn zum Einschläfern gebracht, weil er bössartig sei. Er ist aber ein ganz normaler Hund, nur etwas eigensinnig, wie Dackel eben sind und natürlich mit einem halben Jahr noch nicht erzogen. Wir dürfen aber laut Gesetz kein gesundes Tier einschläfern und sind nun auf der Suche nach dem Züchter, denn bei dem bisherigen Besitzer wollten wir ihn auch nicht lassen.“ Felix betrachtete den Dackel, der Dackel betrachtete Felix. „Wollen Sie ihn mitnehmen?“, fragte die Tierärzthelferin, „er würde nichts kosten.“ „Wuff-Wuff“, machte Paul und das hieß offenbar: „Ich bin einverstanden.“ Felix zögerte. „Eigentlich denke ich immer noch an meinen Max. Ich weiß nicht, ob ein neuer Hund jetzt das Richtige wäre?“

Der Dackel verschwand traurig wieder unter dem Tisch. Er hatte offenbar gespürt, dass es nichts mit einem neuen Zuhause war. Felix ging zur Tür, kehrte aber plötzlich um. „Geben Sie ihn mir. Zwei Verlassene gehören zusammen.“ Die Schwester reichte Felix den Hund, der zum Glück Halsband und Leine umhatte, und beide zogen los.

Zu Hause angekommen nahm Paul die Gerätschaften seines Vorgängers in Besitz, nachdem er sie ausgiebig beschnüffelt hatte. Beim nächsten Ausführen hatten ihn bald die Kinder entdeckt. „Babyhund! Babyhund!“, riefen sie, kamen aber nicht näher. Paul freute sich über die Aufmerksamkeit, legte sich auf den Rücken und strampelte mit den Pfoten. Ein etwa zehnjähriger Junge überwand schließlich seine Scheu und die Ermahnungen der Mutter und kam näher.

„Wie heißt 'n der Hund?“

„Paul.“

„Mensch! Ich heiße auch Paul. Ein tolles Ding.“

Paul hockte sich hin und streichelte dem Dackel den Bauch.

„Darf ich ihn auch einmal nehmen?“

Felix entgegnete, dass der Kleine erst einmal Ruhe bräuchte und sie verabredeten sich in zwei Stunden am Klettergerüst.

Wieder daheim setzte Felix das Hundekind ins Körbchen. Paul fiel um und schlief sofort ein. Es waren doch zu viel Aufregungen für das junge Hundegemüt gewesen. In zwei Stunden hatte er

also eine Verabredung, überlegte Felix. Verabredung? Seit Langem hatte er nur medizinische Termine wahrgenommen. Die Ärzte und Schwestern mussten ihn so nehmen, wie er war, auch wenn sie manchmal die Nase rümpften. Er versuchte, sich zu erinnern, wann er das letzte Mal geduscht hatte. Es musste etwa einen Monat her sein. Seitdem hatte er es bei Katzenwäsche bewenden lassen. Ein Duschbad fand er beim Stöbern im Badschrank nicht, aber klares Wasser war besser als nichts. Beim nächsten Einkauf „Duschbad“ notierte er auf seinem Zettel. Ein angenehmes Gefühl war es, das Rieseln des warmen Wassers auf der Haut zu spüren. Er genoss es länger als eigentlich nötig, dachte einmal nicht an die Wasserrechnung. Dann stand er lange vor dem Kleiderschrank. Frisch geduscht, wollte er nicht wieder in die alten Sachen kriechen. Als einziges vorzeigbares Stück hing da der schwarze Anzug, den er vor zehn Jahren zur Beerdigung seiner Frau gekauft hatte. Nein! Das ging nun wirklich nicht. Aber Moment! Als er einmal zur Kur war, hatte er sich einen Jogginganzug zulegen müssen. Damals hatte er das absurd gefunden und wohlgeföhlt hatte er sich auch nicht darin. Viel zu jugendlich! Wäre das nicht etwas für heute? Wo hatte er ihn denn hingetan? Er suchte und suchte, krepelte fast die ganze Wohnung um. In der hintersten Ecke des Oberschranks fand er ihn schließlich in einem Karton. Frisch geduscht und rasiert im Jogginganzug! Ach ja, rasieren musste er sich auch noch und mal mit der Haarschneidemaschine über den Kopf fahren. Als Paul in seinem Körbchen erwachte, blickte er verwundert. „Du erkennst mich wohl nicht?“, lachte Felix, „hier schnuppere mal, damit du weißt, dass ich wirklich dein neues Herrchen bin. Ich habe auch noch geduscht, vergiss das nicht bei der Geruchskontrolle.“ Der Hund schnupperte an der hingehaltenen Hand, rapelte sich dann auf und lief zur Tür. Schon fünf Minuten vor der vereinbarten Zeit waren Felix und Paul am Klettergerüst und warteten auf den Jungen.

„Wow, ich habe Sie erst gar nicht erkannt“, begann Paul das Gespräch. „Sie sehen so verändert aus.“

„Meinst du?“

„Na ja, so einen schicken Jogginganzug hatten Sie noch nie an. In den anderen Sachen sahen Sie wie ein Penner ... Entschuldigen Sie!“

„Du kannst ruhig ‚du‘ zu mir sagen. Ich nehme dir deine Bemerkung nicht übel. In gewissem Sinne hast du recht, wenn man es auch üblicherweise den Menschen nicht ins Gesicht sagt.“

„Und warum haben Sie, ... hast du dich heute anders angezogen? Frisch rasiert ... bist du auch.“

„Tja ... ich wollte eben zu euch beiden Pauls passen. Ihr seid ja auch frisch und sauber.“

„Ja, damit nervt mich meine Mutter immer. Komisch, dass wir den gleichen Namen haben. Wir gehören wahrscheinlich zusammen. Kann ich ihn jetzt einmal nehmen?“

Felix lachte und gab ihm die Hundeleine. Stolz führte Paul seinen neuen Freund. Der Dackel schaute häufig zu ihm auf und gab sich sichtlich Mühe, so etwas wie eine Art „Fuß laufen“ zu Stande zu bringen, wenn er auch noch manchmal über seine kurzen Pfoten stolperte.

Das war der Auftakt einer langen Reihe von gemeinsamen Spaziergängen, denen sich bald auch andere Kinder anschlossen. Der Welpen wuchs und wuchs und war bald ein stattlicher Dackelrüde und der Liebling des ganzen Wohngebietes. Opa Felix wurde der Freund aller Kinder. Oft kamen sie mit ihren kleinen oder großen Sorgen zu ihm. Er war zwar alt, hatte aber immer Zeit.

© Juli 2001 by Eberhard Kamrad

Veröffentlicht in: LEseSTOFF, ein Magazin rund ums geschriebene Wort. 2. Jahrgang, Nr. 6, 04/2003, S. 38, ISSN 1919-0610 UND Zeitschrift "Kurzgeschichten", Ausgabe 09/2004, S. 40, ISSN 1613-432X, www.kurzgeschichten.biz

Warten Kurzgeschichte

Ich lehnte mich weit aus dem Fenster, um die Straßenbahn bereits sehen zu können wenn sie um die Ecke bog. Sogar meine Angst vor Schwindelgefühlen hatte ich vergessen. Da! Die Bahn rollte an die Haltestelle heran. Eins, zwei... sieben Personen stiegen aus, aber Manuela war nicht unter ihnen.

Enttäuscht wandte ich mich zurück ins Zimmer, zupfte meine Sachen zurecht: den bunten Pullover und die weiten, unförmigen Hosen, alles von Mama. Da sie Damenschneiderin war, sah es immer feminin aus. Ich blickte in den Spiegel. Durch meine Größe wirkte ich schmal. Ich wünschte mir ein bisschen männliche Breite. Und dann der brave Rundschnitt. Gern würde ich mir einen 'Igel' schneiden lassen. Doch was würde Mama dazu sagen und Manuela? Sie war immer mit Mama einer Meinung. Neuerdings redete sie mich auch mit „mein Junge“ an. Nun musste ich mir wieder die Brille zurechtrücken. Ich konnte den Tick nicht unterdrücken. Die wievielte Bahn war das schon? Die Zehnte, die Zwölfte? Mein Blick schweifte über den liebevoll gedeckten Tisch für Zwei. Die Kerzen hatte ich schon vor einer Weile gelöscht. Die Schlagsahne fiel in sich zusammen, die gezuckerten

Früchte verloren ihre satte Farbe, die belegten Brote wellten sich.

Wie war das gekommen? Ich hatte einen Wutanfall bekommen, weil Manuela auch beim Sex die verhasste Anrede gebrauchte. Nachdem sie mein Glied in sich hineingesteckt hatte, sagte sie: „Nun mal los, mein Junge!“ Ich hatte mich von ihr gelöst, sie herumgedreht und auf ihr dickes Hinterteil eingehauen bis mir der Arm weh tat. Ich wollte ein Mann sein. Sie hatte sich dann hervor gewunden, ihre Sachen gepackt und war zu ihren Eltern gegangen. Ich blieb mit meinem verrauchten Zorn zurück. Doch nun hatte Mama vermittelt und Manuela hatte versprochen zurückzukommen.

Da, die nächste Straßenbahn. Schnell zum Fenster! Wieder nichts. Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen, schloss die Augen und spürte Manuelas weichen Körper unter mir. Hinterher konnten wir darüber lachen, wie wir – beide ungeschickt – versucht hatten, die Sache zu bewerkstelligen. Die ganzen Scheißbücher, die ich auf Anraten von Mama darüber gelesen hatte, haben mir nichts genützt. Bis Manuela das Ding in die Hand nahm. Ich war erleichtert, als ich es endlich geschafft und zum Abschluss gebracht hatte. Mir war, als habe ich etwas ganz Neues, der Menschheit bisher Unbekanntes erfunden. Stundenlang war ich danach durch die Straßen gelaufen. Ich meinte, es müsse mir jeder ansehen, dass ich nun ein Mann war, es müsse die ganze Welt interessieren. Mich wunderte, dass niemand davon Notiz nahm, dass alle ihren alltäglichen Angelegenheiten nachgingen.

Endlich – die nächste Bahn. Da! Das könnte Manuela sein. Nein, es ist nur eine flüchtige Ähnlichkeit. Ich dachte daran, wie ich Manuela kennen gelernt hatte. Alle Jungen meiner Umgebung hatten schon Erfahrung. Nur ich lief noch als Jungfrau herum. Ich wollte es ihnen beweisen. Ein Mädchen einfach anzusprechen, dafür war ich zu schüchtern. So setzte ich laufend Anzeigen in die Zeitung, mit 19 Jahren. Ich wollte es erzwingen und Mama unterstützte meine Bestrebungen. Endlich klappte es. Manuela passte in Größe und Alter zu mir, obwohl ich beim ersten Zusammentreffen etwas enttäuscht war. Alles an ihr war breit: breites Gesicht, breite Hüften, breiter Hintern, breite Schenkel. In meiner Fantasie war sie zierlicher gewesen.

Bald wollte auch Mama sie kennen lernen. Die beiden waren sofort ein Herz und eine Seele. Manuela richtete sich nach Mamas Ratschlägen und verlockte mich nicht mehr als zweimal in der Woche zu Sex, wie es Martin Luther empfohlen hatte. Meine Gesundheit musste ge-

schont werden. Manchmal kam ich mir vor, als hätte ich zwei Mütter, mit dem einzigen Unterschied, dass ich mit der einen wohldosierten, geregelten Sex hatte.

Nanu, wäre jetzt nicht die nächste Bahn fällig? Schon drei Minuten über der Zeit. Dort – nein, es war keine Bahn, was sich näherte, nur ein gelber LKW.

Ab und zu begehrte ich auf. Aber das half nicht viel. Manuela behandelte mich wie ein trotziges Kind, das erzogen werden musste. Wenn ich ihren Körper wollte, musste ich brav sein. Ob auch da Mama dahinter steckte? Sie kümmerte sich ebenfalls darum, dass wir noch keine Kinder bekamen, weil noch nicht die Zeit dafür sei. Sie bestimmte alles, nichts war vor ihr sicher.

Ich kam ins Träumen: Ich trug einen Igelschnitt, hatte Jeans und eine Lederjacke an, die meine breiten Schultern betonte, bewegte mich ungewollt unter anderen jungen Leuten, flachste mit Mädchen, klopfte der einen freundschaftlich aufs Hinterteil, raubte einer anderen einen Kuss. Das wäre ein anderes Leben als auf Mamas Familientreffen, in die sich Manuela ausgezeichnet hinein gefunden hatte. Ich wurde als guter Junge gelobt, der sich nicht wie die anderen herumtrieb. Mein sich aufstauender Groll wurde als In-sich-gekehrt-Sein gedeutet.

Na endlich! Beide Bahnen kamen zusammen, aber Manuela war weder in der einen, noch in der anderen. Wenn ich wenigstens in Vater einen Verbündeten gehabt hätte. Doch ich hatte keine Beziehung zu ihm. Mama hatte ihn immer als Trottel dargestellt. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, ihn in irgendeiner Sache um Rat zu fragen. Meistens gingen wir uns aus dem Weg, sahen uns nur bei den Familientreffen. Auch die eigene Wohnung befreite uns nicht von Mama. Sie war wie ein Phantom in jedem Wort, in jeder Geste Manuelas gegenwärtig. Worauf wartete ich jetzt eigentlich? War Manuela die einzige Frau auf der Welt? Konnte ich nicht auch ohne Mamas Hilfe mein Leben gestalten? Wie klein musste ich mich machen, um sie die unwürdige Behandlung von Manuelas Hinterteil vergessen zu lassen?

Da, die nächste Bahn. Die Wohnungstür klapperte. Nanu, Manuela konnte noch nicht da sein, wenn sie mit dieser Bahn gekommen war. Die Zimmertür öffnete sich, Manuela und Mama. Sie war zuerst zu ihr gegangen! „Mein armer Junge, alles wird wieder gut!“ Welche von den beiden hatte das nun gesagt? Ich stand wie erstarrt. Dann richtete ich mich entschlossen auf, griff mir vom Tisch zwei der belegten Brote, machte eine Doppelschnitte daraus und schob mich an

ihnen vorbei; verließ Manuela, Mama und meine Vergangenheit.

Das Warten war zu Ende, das Leben begann. Zu hungern brauche ich erst einmal nicht, dachte ich, und biss kräftig in die Schnitte.

© Nov. 2002 by Eberhard Kamprad

Veröffentlicht in der Anthologie „17 Kurze“, *Kurzgeschichten aus dem Netz*, 164 S., Paperback, ISBN 3-8330-0090-2, € 14,95, Pertes-Verlags_GbR, Düsseldorf

Pfotenreinigungsmaschine Dollys Dackel-Geschichten

Mein Herrchen kam vom Briefkasten und brachte den Prospekt einer Hundebedarfsfirma mit. Da musste ich doch gleich d'rin 'rumschnüffeln - und was sehe ich: eine Pfotenreinigungsmaschine für 75 Euro. Nein, was sich die Menschen nur alles einfallen lassen, um den Hundefreunden das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Als neugieriger Dackel spitze ich natürlich die Ohren, als mein Herrchen die Gebrauchsanweisung laut liest: Wasser und Spezial-Pfotenreinigungs-Gel einfüllen, Pfote hineinstecken, ein paar Mal an der Kurbel drehen, saubere Pfote auf dem daneben befindlichen Trockenschwamm aufdrücken, fertig. Das Ganze natürlich vier Mal, da wir bekanntlich so viel Pfoten haben. Dann Maschine auseinander bauen, reinigen und wieder zusammen bauen.

Igittigitt, wenn ich daran denke, dass ich ein „rotierendes Bürstensystem“ an meine empfindlichen Pfoten lassen soll. Aber zum Glück wird das Gerät nur für Hunde ab einer Schulterhöhe von 40 cm empfohlen. Da ziehe ich meine zweibeinige Pfotenreinigungsmaschine vor; nämlich mein Frauchen: Pfote hinhalten, mit Altpapier den groben Dreck entfernen, mit einem feuchten Waschlappen abwischen und mit einem Handtuch abtrocknen; Feintrocknung dann an den Hosen von Frauchen. Das Reinigen der Maschine entfällt, da sich meine zweibeinige Pfotenreinigungsmaschine selbst sauber hält. Überhaupt vermute ich, dass das Auseinanderbauen, Reinigen und Zusammenbauen der Maschine länger dauern wird, als die eigentliche Reinigung.

Fehlt nur noch der elektrische Antrieb. Aber der wird als Nächstes kommen. Dann wird die Maschine wohl 100 Euro kosten. So, da habt ihr meine Meinung als Hund zur Pfotenreinigungsmaschine und wem sie nicht gefällt, der soll's mir sagen. Frauchen scheint

übrigens meine Meinung zu teilen: Denn womit wurde mir neulich der grobe Dreck entfernt? - Mit dem Prospekt der Pfotenreinigungsmaschine aus dem Altpapier.

© by Eberhard Kamprad, Februar 2005

Die verschwundenen Leser Essay

Bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hinein war eine schöne Zeit für Schriftsteller. Eine große Anzahl Zeitungen und Zeitschriften brauchten eine noch größere Anzahl von kleinen Geschichten für ihre Unterhaltungsteile oder -beilagen. Ein weites Feld, das „Junge Autoren“ unterschiedlichen Lebensalters beackern konnten. Auch Stephen King – einer der bekanntesten und erfolgreichsten Schriftsteller unserer Zeit – hat mit Kurzgeschichten für Magazine begonnen. Ich will die vergangenen Zeiten nicht in nostalgischer Verklärung betrachten. Es war ein hart umkämpfter Markt. Aber es gab wenigstens einen Markt, es gab eine Leserschaft. Eine Leserschaft unterschiedlicher Qualität an die sich die Schriftsteller unterschiedlicher Qualität mit Texten unterschiedlicher Qualität wenden konnten.

Die damaligen Kollegen hatten keine Vorstellung von unseren heutigen technischen Möglichkeiten. Sie hätten gemeint, dass für die Autoren nun das Paradies auf Erden angebrochen sei. Texterstellung am Computer, unbegrenzte Korrekturmöglichkeiten, Austausch von Texten rund um den Globus, Präsentation des Autors mittels einer Homepage, Schreibgruppen im Internet zum Erfahrungsaustausch und vieles andere mehr. Nur ein Problem wurde bei der Euphorie über die neuen technischen Möglichkeiten nicht bedacht: Bereitstellung ist noch nicht Nutzung. Wo ist der gemeine Leser? Gibt es ihn überhaupt noch?

Es ist anzunehmen, dass nicht ohne Grund aus allen Zeitungen und Zeitschriften, die Unterhaltungsteile, die Hauptabnehmer von kleinen Geschichten, verschwunden sind. Die ehemaligen Leser sitzen heute vor dem Fernseher und verfolgen gebannt die zwanzigste Talkshow zum gleichen Thema. Mit ein paar literarisch interessierten Anthologie-Lesern kann man keinen Markt an Kurzgeschichten aufrechterhalten. Welcher Jungautor schafft schon den Start in eine der wenigen Anthologien? So erübrigt sich auch die Frage nach den bisherigen Veröffentlichungen, denn die Antwort lautet bei den Meisten: Nein. Bleiben Literaturzeitschriften und das Internet. Doch wer liest dort? Autoren, keinesfalls der „gemeine“ Leser. Wer besucht Autoren-Homepages? Andere Autoren, nicht der „ge-

meine Leser“. So ist die kuriose Situation entstanden, dass die Autoren im Wesentlichen nur noch sich selbst als aufmerksames und kritisches Publikum haben.

Die neuen technischen Möglichkeiten, wie Schreibgruppen im Internet sind zum Erfahrungsaustausch wunderbar, aber auch sie schaffen keine Leser herbei. Jeder Autor hat den – vielleicht unbewussten – Wunsch, aus dem Kreis der Autorendiskussion hervorzutreten und sich dem allgemeinen Publikum zu präsentieren. Doch die Chancen dafür sind äußerst gering und so fehlt das erlösende Gefühl: Hurra, ich bin gedruckt!

Da wird bemängelt, dass die junge Generation des Lesen verlernt. Sie sollen wieder verstärkt an die Literatur herangeführt werden. Doch wieder hat man nur die gedruckten Klassiker im Blick. Die Gesellschaft unterschätzt das Potenzial das in den lebenden Autoren unterschiedlicher Qualifikation liegt, die sich bemühen, das Denken und Fühlen unserer Zeit literarisch zu verarbeiten. Ihnen müssten eine, nein, nicht nur eine, müssten Plattformen geschaffen werden, von denen aus sie die potenziellen Leser erreichen können. Das geht auf keinen Fall mit Verlagen, die nur nach marktwirtschaftlichen Kriterien entscheiden und auch nicht mit Autoren-Homepages, so schön und liebevoll sie gestaltet sein mögen. Hier ist die ganze Gesellschaft gefragt, damit eine tausend Jahre alte Tradition der Menschheit nicht untergeht oder ein Privileg für wenige Exzentriker wird.

© 2002 by Eberhard Kamprad

Meine Schwester Kurzgeschichte

Ich sollte Holly beim ersten Badeausflug mit ihrem neuen Freund begleiten. Davon war ich nicht begeistert. Ich mochte den Kerl nicht, der, kurz nachdem Holly ihn kennengelernt hatte, mit mir ein Gespräch von Mann zu Mann führen wollte. Er erkundigte sich, ob Holly nackt scharf aussehe. Bei unserem engen Zusammenleben hätte ich sie doch bestimmt schon mal so gesehen. Natürlich meine er nicht die Zeit, als es außer dem Kleinmädchenschlitz noch nichts zu sehen gab. „Ha, ha, ha!“ Während seine dreckige Lache ertönte, ließ ich den Blödmann einfach stehen. Natürlich wusste ich, wie Holly nackt aussah, früher und auch jetzt. Wenn am Morgen die Zeit drängte, gingen wir oft gleichzeitig ins Bad. Holly nahm das Waschbecken; ich bevorzugte die Dusche. Ging schneller, als sich Stück für Stück einzuseifen, wie es Holly tat. Beim Rückenwaschen halfen wir uns gegenseitig. Holly gab mir zum Abschluss einen Klaps auf das Hinterteil. Ich hatte das früher bei ihr eben-

so getan, aber seit ihr Körper runder und voller war, hielt mich irgendetwas davon ab.

Seit dem Tod unserer Oma lebten wir sehr oft allein in der Wohnung. Unsere Eltern waren als Journalisten mehr unterwegs als zu Hause. Als die Frage unserer Beaufsichtigung diskutiert wurde, erklärte Holly, damals 14, dass wir sehr gut allein zurechtkämen. Sie wollte keine fremde Person in der Wohnung. Die Eltern stimmten schließlich zu, da meine Schwester für ihr Alter schon sehr verständig und zuverlässig war.

Jetzt war sie 19 und eine richtige Frau. Wir hatten bewiesen, dass wir es schafften, allein das Leben zu meistern. Mir war es damals mit 9 Jahren nicht leicht gefallen, alle Aufgaben im Haushalt zu erledigen, die meine Schwester mir übertrug. Ich hätte lieber gespielt.

Natürlich waren Holly und ich die Ersten am Treffpunkt. Ich warf einen Blick auf meine Schwester. Heute hatte sie schwarze Haare. Dafür war aber auch das halbe Badezimmer versaut und ich durfte es sauber machen. Passend zur Haarfarbe hatte sie einen neuen schwarzen Slip mit Spitze angezogen. Aber das wusste natürlich nur ich.

„Holly?“

„Ja, Brüderchen?“

„Du siehst schön aus.“

„Danke! Ach, da kommt endlich Maximilian!“

„Hallo Süße“, tönte dieser und schmatzte einen Kuss auf Hollys Wange, obwohl sie ihm diese nicht hingehalten hatte. Der Kerl ging mir schon wieder gewaltig auf die Nerven.

Eine Bö wehte Hollys Rock hoch. Schnell schlug sie ihn wieder herunter. In meinem Bauch breitete sich auf einmal ein unbekanntes Gefühl aus. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, dass sie ein ausgesprochen hübsches Hinterteil hatte. Der Stoff des Höschens umspannte straff, aber nicht quetschend, die Backen, die schwarze Spitze folgte den natürlichen Körperlinien, das Ganze wirkte wie eine gut verpackte Kostbarkeit. Es war etwas Anderes als morgens im Bad. Maximilian hatte die Hauptsache verpasst, weil er sich gerade nach einem vorbeigehenden Mädchen umgedreht hatte. Nun hoffte er auf eine Wiederholung, starrte, wie ein gebanntes Kaninchen auf Hollys Rocksäum und wartete auf den nächsten Windstoß.

Im Freibad war es nicht einfach, einen Platz zu finden, der uns allen zusagte: Max wollte möglichst weit weg von anderen Badegästen, ich am liebsten ins größte Gewimmel und Holly legte besonderen Wert auf weiches Gras. Endlich rollten wir die Decke aus. Max und ich trugen unsere Badehosen unter den Jeans. Holly war eine Umkleideexpertin. Ich kannte die Vorfüh-

rung und wartete auf schon auf das dumme Gesicht von Max. Der dachte tatsächlich, er würde jetzt was zu sehen bekommen. Blitzschnell griff Holly unter ihren Rock und warf das schwarze Knäuel des Slips in Richtung Tasche. Dann stieg sie in den Badeanzug und schob ihn zusammen mit dem ganzen Kleid nach oben, zog es sich über den Kopf, schlüpfte in die Träger des Badeanzugs - und war fertig. Ich konnte nicht an mich halten und musste losprusten, als ich das dumme Gesicht von Max sah. Er warf mir einen wütenden Blick zu und wandte sich wieder Holly zu. Jetzt zeigte sein Gesicht echte Bewunderung. Auch ich musste feststellen, dass mir meine Schwester in dem knapp sitzenden Badeanzug außerordentlich gut gefiel. Da war wieder dieses eigenartige neue Gefühl im Bauch.

Holly stand vor uns und streckte sich der Sonne entgegen. Ich blickte zu meiner Schwester auf und ein Blitz durchzuckte meinen Körper. Über mir wölbte sich der sanfte Hügel ihres Schamberges, der Stoff des Badeanzugs war in die Spalte gerutscht und machte ihre weiblichen Formen deutlicher sichtbar, als wenn sie nackt gewesen wäre. Ich schluckte krampfhaft und rollte mich schnell auf den Bauch, um die Reaktionen meines Körpers zu verbergen.

Nach einer gemeinsamen Ruhepause fing Max an, meine Schwester zu necken und dies als Vorwand zu Balgereien zu nehmen. Holly ging lachend darauf ein. Aber mir fiel auf, dass er mehrmals scheinbar zufällig ihre Brust streifte. Ich wurde ärgerlich, dass Holly sich das gefallen ließ. Als Zufall ließ es sich aber nicht mehr kassieren, als er zwischen ihre Beine griff, mit einem Finger durch die vom Badeanzug ange deutete Furche fuhr und dann ihren ganzen Schoß mit einer Hand umfasste. Holly stieß ihn von sich, dass er ein paar Meter weit weg rollte.

„Bist du verrückt? So weit sind wir noch lange nicht und werden auch nie so weit kommen!“

Wütend begann sie unsere Sachen zusammenzupacken, ich half ihr dabei. Der Kerl kam mit bittender Gebärde auf uns zu: „Holly. Die Leute!“ „Hau ab“, kreischte meine Schwester, dessen ungeachtet, dass unsere Nachbarn aufmerksam wurden, „ich will dich nie wieder sehen!“ Da rastete er aus: „Verdammte Nutte, willst wohl lieber mit deinem Bruder bumsen, ich habe genau gesehen, wie gierig er dich angestarrt hat!“ Holly erwiderte nichts, fasste mit der einen Hand unsere Badetasche, mit der anderen meine Linke und wir zogen davon. Als ich mich umblickte, sah ich, wie Maximilian das liegen gebliebene schwarze Höschchen aufhob und an sein Gesicht führte.

Stumm gingen wir nach Hause. Als wir uns vor dem Schlafengehen - schon in Nachtsachen -

zum gewohnten Tagesplausch im Wohnzimmer zusammenfanden, fragte Holly: „Was meinte denn dieser Blödmann vorhin?“

„Ach nichts“, ich stockte, dann gab ich mir einen Ruck. „Als du dich vorhin strecktest und der dünne Stoff die Formen, deiner ..., von deinem ..., na ja, eben deine Körperformen zwischen den Beinen genau zeigte, da, da merkte ich, dass du nicht nur meine Schwester, sondern auch ein Mädchen bist, dass mir gefällt und ..., und ...“

Holly half mir weiter: „Du bekamst einen Steifen?“ Stumm nickte ich, dann nach einer Weile: „Ich musste mich schnell auf den Bauch rollen.“

„Hör zu! So darfst du nicht an mich denken! Ich bin deine Schwester und nicht deine Freundin. Da müssen wir bei unserem Zusammenleben einiges ändern. Ich nickte. Dann haschte ich nach Hollys Hand und sie entzog sie mir nicht.

„Holly?“

„Ja?“

„Als der Wind vorhin deinen Rock hochwehte, habe ich etwas festgestellt.“

„Was denn? Ist mein Slip kaputt? Ich habe doch extra einen neuen zum Minirock angezogen.“

„Du hast einen süßen Arsch.“

Jetzt wurde sie ernstlich böse und entzog mir ihre Hand.

„Lass deine merkwürdigen Komplimente. Das ist kränkend für mich. Denk lieber an die Hinterteile deiner Klassenkameradinnen!“

„Das sind kleine Mädchen.“

„Sie sind so alt wie du, dann bist du ein kleiner Junge, der sich noch nicht für so etwas interessieren sollte.“

„Ich bin kein kleiner Junge. Schau meine Muskeln!“

Holly lachte, schubste mich aus dem Sessel und warf sich auf mich. Im Nu waren unsere Körper ineinander verkeilt und wir balgten und auf dem Teppich. Doch diesmal nahm der geschwisterliche Ringkampf eine anderes Ende.

Als der Sturm vorüber war und wir nackt und erschöpft nebeneinander lagen, fragte ich Holly: „Was soll nun werden?“

© by Eberhard Kamprad, Leipzig, Dez. 2002, überarb. Aug. 2005

Hundebegegnungen Dackel Dolly erzählt

„Komm!“, dringt das Kommando an mein Ohr, doch ich bleibe meinem Dackelimage treu. Wenn ich nicht hören will, bin ich wie taub. Schließlich liege ich gerade dösend in meinem Körbchen. Erst die Wiederholung in schärferem Ton bringt mich dazu, die Augen zu öffnen. Aha, mein Herrchen will mit mir spazieren gehen. Richtige Lust habe ich nicht, es ist nass und kalt. Durch meine kurzen Pfoten ist der Bauch

so nah an der Erde und bekommt alles ab. Außerdem muss ich beweisen, dass ich ein richtiges Dackelmädchen bin und damit sehr eigensinnig.

Ich wälze mich aus meinem Körbchen heraus und strecke mich ausgiebig. Jetzt wird Herrchen ungeduldig, wedelt mit der Leine. „Ja, ja, ich komm doch schon.“ Ich werfe ihm meinen berühmten vorwurfsvollen Dackelblick zu und schleppe mich zu ihm. Jeder muss doch sehen, wie ich leide. Aber er glaubt nicht, dass es mir schlecht geht, packt mich im Genick und schüttelt mich. So machte es meine Hundemama mit mir, wenn ich nicht hören wollte. Also muss ich wohl oder übel gehorchen und laufe ordentlich neben ihm aus dem Haus.

Kaum auf der Straße packt mich die Wut. Der Geruch meines Erzfeindes fährt mir in die Nase. Offenbar ist er hier auf meinem Weg entlanggegangen. So eine Unverschämtheit!

„Wau, wuff, huhuuuu“, sage ich lautstark meine Meinung.

„Aus, auus, auuus“, befiehlt mein Herrchen mit wachsender Lautstärke.

Na, er macht mindestens ebenso viel Krach wie ich.

Unser Lärm ruft die Hundehasser an die Fenster.

„Ruhe da unten!“

„Verdammt Köter!“

„Schlafenszeit!“

Kann ich was dafür, dass ich so ein kräftiges Organ habe? Das haben die Menschen mir mit Absicht angezuchtet. Schließlich muss man mich auch hören, wenn ich tief im Fuchsbau unter der Erde stecke.

Endlich habe ich mich soweit beruhigt, dass wir weitergehen können. Da mein Herrchen nicht „Fuß“ befohlen hat, laufe ich im Schnuppergang; immer mit der Nase am Boden. Schließlich muss ich der Bezeichnung „Erdhund“ gerecht werden. Die Menschen meinen dann: Ich sähe aus der Ferne wie ein Staubsauger mit Beinen aus. Na, wenn's ihnen Spaß macht. Aha, endlich eine angenehme Nachricht. Mein Freund Moritz Westie ist vor kurzem hier entlanggegangen. Ich erfahre, dass es ihm gut geht und hinterlasse auch eine Nachricht.

In der Ferne schiebt sich etwas in mein Blickfeld, das wie ein Artgenosse aussieht. Also zur Vorsicht erst einmal stehen bleiben. Soll der Andere herankommen. Jetzt hat er mich offenbar auch entdeckt und bleibt ebenfalls stehen. Wir Hunde haben ja Zeit, unsere Menschen leider nicht. Sie zerren uns aufeinander zu. Dabei sind wir noch gar nicht zu einer Begegnung bereit. Nun erkenne ich, dass es Robert ist, ein

gutmütiger schwarzer Rottweiler-Rüde. Große Artgenossen gefallen mir sowieso am besten. Sein Frauchen erzählt: „Robert denkt immer, er ist ein Schoßhund. Dann legt sich mit seinen 30 Kilo auf mich, wenn ich auf der Couch liege. Nur bekomme ich dann keine Luft mehr.“ Robert muss seinen Hals weit nach unten strecken, um bei mir schnuppern zu können, aber ich kann leider nur mal an seinem Bein riechen und das ist nicht sehr ergiebig. Auf die Idee, sein Hinterteil zu mir herunterzulassen, kommt Robert natürlich nicht, typisch Mann! Kein bisschen Feingefühl und Rücksichtnahme. Na, wenigstens kennt er mich und gibt sich mit einmal Schnuppern zufrieden. Unentschlossene Rüden dagegen kann ich gar nicht leiden. Jedes Mal spielt sich dasselbe ab. Der Rüde schnuppert, geht weiter, bleibt nach fünf Schritten stehen, denkt nach und kehrt wieder um, offenbar in der Meinung, sich geirrt zu haben. Schnuppert wieder ausgiebig. Die gleiche Prozedur. Dann fange ich zu knurren an und gucke wütend nach hinten, dass er sich endlich eine Meinung bilden soll. Wenn er unschlüssig bleibt, fahre ich wütend auf ihn los. Ein erfahrender Rüde muss doch den Geruch einer kastrierten Hündin kennen. Einmal habe ich einen großen Schäferhund-Rüden über die ganze Wiese gejagt. Mein Herrchen wird nicht müde, das zu erzählen: „Ein Bild für die Götter, ein riesiger Schäferhund flüchtet vor einem laut bellenden Dackel.“ Offenbar kommt es bei uns gar nicht so sehr auf die Größe an, um auf den anderen Eindruck zu machen, sondern auf das ausgestrahlte Selbstbewusstsein. Na, und davon habe ich genug.

Wenn mir diese Schnuppererei zu viel wird, setze ich mich einfach auf mein Hinterteil und schlage den Schwanz ein. Dann ist alles außer Reichvielmehr Schnupperweite. Inzwischen ist auch Robert fertig geworden. Bei ihm, als altem Bekannten, habe ich etwas mehr Geduld. So, jetzt bin ich in der richtigen Stimmung, um mein „Geschäft“ zu erledigen, wie die Menschen sagen. Da es erst einmal darum geht, die Blase zu entleeren, drücke ich mein Hinterteil breit. „Gute Dolly“, sagt mein Herrchen. Wenn ich anderen Hunden eine Nachricht hinterlassen will, habe ich nämlich eine andere Methode: Dann stehe ich wie ein Rüde auf drei Beinen und bin sehr sparsam, damit ich für alle Nachrichten etwas habe.

Mein Herrchen wartet geduldig. Es ist wichtig, dass wir Hunde zum „Geschäft“ unsere Ruhe haben. Schlimm dran war eine Schäferhündin, die ich kannte. Ihr Herrchen ging so selten mit ihr raus, dass sie es gerade noch bis zur Haustür aushielt. Da sie aber weitergezerrt wurde, war immer eine breite Spur quer über den Fußweg.

„Das ist aber nicht gut für den Hund.“

„Halten Sie Ihre Klappe und kümmern Sie sich um Ihren Kram. Ich weiß selbst, was für meinen Hund gut ist.“

Habe ich ein Glück, dass ich bei vernünftigen Menschen lebe.

An der Ecke steht plötzlich meine Namensvetterin vor mir. Dolly ist ein Pitbull und damit in den Augen dummer Menschen ein Kampfhund, obwohl es diese Rasse gar nicht gibt. Denn ein Hund ist immer das, was die Menschen aus dem Welpen machen. Dolly ist viel freundlicher und zugänglicher als ich. Im Sommer läuft sie auf der Wiese immer zu anderen Familien und will sich mit auf deren Decke legen. Diese schreien entsetzt: „Hilfe! Ein Kampfhund!“ Dolly zeigt dann, wie lieb sie ist, legt sich auf den Rücken und strampelt mit den Pfoten, so dass die Leute meistens ihre Meinung ändern. Ich begrüße sie mit einem freundlichen Beller. Wir beschnuppern uns kurz und jede erfährt, dass es der Anderen gut geht.

Da kommt Dorothea, mittlerweile ein hübscher Teenager, der sich nicht mehr für Hunde interessiert. Sie nickt uns nur flüchtig zu. Vor vier Jahren, als ich neu im Wohngebiet war, war das ganz anders. Da war sie ganz verrückt nach mir. Insbesondere die Namensgleichheit bot Anknüpfungspunkte, da sie Dolly gerufen wurde. Jetzt hat sie wohl andere Interessen.

Nun ist eigentlich Zeit für die „freundliche Mutter“. Wir nennen sie so, weil sie immer gute Laune hat, wenn sie ihre Tochter in den Kindergarten bringt. Hat sie sich heute verspätet oder sind wir zu zeitig? Ein silbergraues Auto nähert sich und parkt schwungvoll ein. Dem Fahrstil nach könnte sie es sein. Ja, sie winkt uns schon vom Fahrersitz aus zu. Sie läuft um das Auto herum, öffnet die Tür und kriecht halb hinein, um das angeschnallte Kind zu befreien. Dabei präsentiert sie uns ihr ausnehmend hübsches Hinterteil. Jedenfalls scheint das mein Herrchen zu meinen. Er bleibt immer wie gebannt stehen und starrt auf die Rundungen. So habe ich Zeit zum ausgiebigen Schnüffeln. Er tut natürlich so, als ob er wegen mir stehenbliebe.

Hallo Geschlechtsgenossinnen! Habt ihr eigentlich mal daran gedacht, welchen Anblick ihr bietet, wenn ihr mit dem Vorderteil im Auto steckt und den Hintern in die Luft reckt? Nach meinen Beobachtungen muss das für vorübergehende Männer äußerst interessant sein. Für mich ist das Wesen eines Menschen wichtiger. Trifft man gleich früh so einen, wie die freundliche Mutter, ist der ganze Tag voll Sonnenschein. Als sie mit dem Kind auf dem Arm wieder aus dem Auto auftaucht, lacht sie uns ihr freundliches „Hallo!“ zu.

Jetzt wird es aber Zeit, dass ich ein Weilchen meine Ruhe habe. Sonst komme ich zu nichts, schließlich darf ich erst wieder nach Hause, wenn ich mich „gelöst“ habe, wie es die Menschen vornehm nennen. Manchmal wird mein Herrchen böse, wenn ich erst jeden Grashalm abschnuppere, aber wir Hunde müssen eben in die richtige Stimmung kommen. So auf Kommando geht das nicht. Aha, eine Nachricht! Da muss ich erst einmal meine dazu setzen.

Ich bin gerade fertig geworden, da kommt Susi um die Ecke. Sie ist auch ein Rauhaardackel wie ich, sieht aber wie ein Bär aus und ist bedeutend größer. So zehn Kilo wird sie wohl auf die Waage bringen. Man sieht, dass das gute Futter bei ihr anschlägt. Ihr Herrchen bekam sie geschenkt, als er sechzig wurde. Da lag sie wie ein Igelkind in ihrem Körbchen. Inzwischen ist er über siebzig und Susi schon lange nicht mehr mit einem Igel zu verwechseln. Sie interessiert mich nicht, aber von ihrem Herrchen will ich gestreichelt werden. Das ist eine Eigenart von mir, dass mich häufig die Menschen mehr interessieren, als die dazu gehörigen Hunde.

Hinter uns nähern sich rasch klappernde Absätze. Aha, die Bürofrau kommt. Wie kennen sie nicht näher, wir treffen sie nur jeden Morgen, grüßen uns und wechseln ein paar Worte über das Wetter. Aber so korrekt, wie sie immer gekleidet ist, geht sie bestimmt in ein Büro. So hat sie ihren Namen bekommen. Sobald ich das Geräusch ihrer Schuhe höre, bleibe ich ruckartig stehen und gehe nicht weiter, bis sie vorbei ist.

Vier Schulkinder kommen auf uns zu.

„Kann man den Hund streicheln?“

Mein Herrchen erklärt ihnen, wie man einen Hund begrüßt.

„Die flache Hand zum Beschnuppeln hinhalten, damit er sich auf Hundart eine Meinung bilden kann, an der Körpersprache sieht man dann, ob er Kontakt will oder nicht. Euch würde es auch nicht gefallen, wenn euch jeder Vorübergehende einfach über den Kopf streifen würde, niemals von oben kommen, da das der Hund als den Angriff eines Raubvogels auffassen kann ...“

Die Kinder sind von diesem Vortrag nicht sehr begeistert und ziehen weiter. Ich bin froh darüber, denn ich bin sehr eigenwillig und mag nicht jeden; und vor allem: Ich zeige es auch. In der Wahrnehmung der Menschen mutiere ich dann vom lieben Hundlein zum widerlichen Köder. Aber so sind die Menschen nun einmal. Denken, sie sind die Größten und betrachten uns als Plüschtiere, die zufällig laufen können.

Nun fehlt nur noch Charly Wolfsspitz. Unsere Frauchen treffen sich häufig beim Nachmittags-spaziergang im Park und haben immer viel Un-

interessantes zu bereden. Als ich noch jünger war, dachte Charly immer, er müsse mich verteidigen, aber inzwischen komme ich sehr gut allein zurecht. Da ist er schon. Ich bin aber wieder mehr an seinem Frauchen interessiert und versuche an ihr hochzuspringen, um meine Liebkosungen zu bekommen. Das hinterlässt natürlich Spuren an ihrer schicken, weißen Hose.

Potz Blitz und Wackeldackel! Von rechts kommt Gerhard, mein Erzfeind, mit seinem Frauchen. Die beiden haben mir gerade noch gefehlt! Wo ich Airedales mit ihrem viereckigen Gesicht nicht ausstehen kann. Die zwei bleiben auch noch neben uns stehen.

„Die Hundis wollen sich doch sicher mal Guten Tag sagen.“

Ich will aber mit dem Blödmann nichts zu tun haben und strebe weiter.

„Der Kleine ist wohl noch ein bisschen ängstlich?“

So ein Unfug! Wenn es um das Selbstbewusstsein geht, stecke ich den Kerl dreimal in die Tasche, aber ich will ihn nicht sehen. Mein Herrchen kennt mich und folgt mir, die beiden ebenfalls.

„Wir gehen jetzt linksrum“, sagt mein Vater.

„Wir auch.“

„Gut, dann gehen wir eben rechtsrum. Dolly muss jetzt ihre Ruhe haben und sich auf ihr „Geschäft“ konzentrieren.“

Na, endlich bleiben sie zurück.

Aber da naht schon Sascha. Er stammt aus Polen. Da hat sein Frauchen Glück, dass es ihr nicht wie Bekannten erging. Die hatten auf einem polnischen Wochenmarkt einen Hund gekauft. Als er beim Wachsen immer mehr das Aussehen eines Hundebabys verlor, gingen sie mit ihm zum Tierarzt. Es war ein junger Bär.

Jetzt brauche ich etwas Ruhe, um mein „großes Geschäft“ zu erledigen. Ich muss aber erst einen Platz erschnüffeln, der mir zusagt. Am besten ist es, wenn sich in der Nähe schon Artgenossen verewigt haben. Das bringt mich in die richtige Stimmung. Na, endlich! Diese Stelle sagt mir zu. Ich mache meinen runden Rücken, der allen signalisiert: Jetzt ist es soweit und ich brauche Ruhe und Konzentration. Am wenigsten kann ich leiden, wenn mich da ein vorbeikommender Passant unbedingt ansprechen muss. Dann ist es mit der Sammlung vorbei. Ich horche in meinen Körper hinein: So, das war's. Mein Herrchen greift schon nach dem Tütchen, denn natürlich habe ich mir einen Vorgarten herausgesucht. Das wilde Gelände, an dem wir eben vorbei kamen, sagte mir nicht zu.

Nun geht es schnurstracks nach Hause. Dort, so weiß ich, wartet schon mein voller Fressnapf

und dann muss ich ausgiebig schlafen und verdauen. Es war schließlich ein aufregender und anstrengender Spaziergang.

© by Eberhard Kamprad, Leipzig, Okt. 2004,
überarb. Mai 2010

Neudeutsch Miniatur

Es war ein Frühlingstag, wie aus dem Bilderbuch, in einer nicht allzu fernen Zukunft. Die Sonne schien von einem wolkenlosen, blauen Himmel. Die Vögel zwitscherten, das erste Grün kam hervor. Der Tag war viel zu schön, um ins Krankenhaus zu gehen, aber Krankheit fragt nicht nach dem Wetter. Vorerst konnte ich nicht die Schönheit der Natur genießen.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Wirklichkeit. „Patientenaufnahme umgezogen“ lenkte ein Schild meine Schritte aus der gewohnten Bahn. Ich betrat einen lichtdurchfluteten Saal, moderne Malerei an den Wänden. Das Gedränge im Flur, die Frage, wer der Letzte sei, die Diskussion darüber, die in Gesprächen über die verschiedenen Krankheiten mündeten – das alles gab es nicht mehr. Ich ließ den Aufrufautomaten meine Nummer drucken und nahm an einem Tisch allein Platz. Die paar Menschen verloren sich in der weiten Halle. Wie ein gebanntes Kaninchen verfolgte ich die Anzeigetafel. Beim nächsten Gongschlag musste meine Nummer erscheinen: 748 Platz 3.

Ich nahm gegenüber einer blonden Schönheit Platz.

„Ich bin Helena“, flötete sie. „sei herzlich willkommen im ZWG.“

„... im Zentrum zur Wiederherstellung der Gesundheit“, ergänzte ich reserviert. „Früher nannte man das Krankenhaus.“ Ich konnte es nicht leiden, wenn Angestellte, auch wenn es schöne Frauen waren, so vertraulich taten, als hätte man schon zusammen im Sandkasten gespielt. „Jetzt sind andere Zeiten“, erwiderte sie schnippisch, „im Insassen-Management repräsentieren wir den neuen Stil.“

„Danke!“, entgegnete ich, „die alte Patientenaufnahme fand ich gemütlicher.“

„Nun, das ist deine Sache. Die Chip-Card bitte!“
„Hier ist die Mitgliedskarte meiner Krankenkasse.“ Sie schaute irritiert von ihrer Tastatur auf, sagte aber nichts.

„Bist du in Eigenregie gekommen?“

„Mit der Straßenbahn.“

„Das ist Eigenregie. Kannst du nicht einfach meine Fragen beantworten. Wir müssen auf Effizienz achten. Das Install-Dokument?“

„Hier ist der Einweisungsbeleg meines Arztes.“ Ich schob ihr die Laserfolie hinüber. Sie warf mir einen bösen Blick zu.

„Single-Room gewünscht?“

„Ein Einzelzimmer kann ich mir nicht leisten.“

„Ich habe nicht nach Einzelzimmer gefragt, sondern, ob ich Single-Room ankreuzen soll.“

„Single-Room bedeutet aber Einzelzimmer.“

„Hör zu Opa, wenn du mich provozieren willst, hole ich den Supervisor. Ich spreche ein normales Deutsch. Das ist Schikane, wenn du mich mit deinen Ausdrücken aus dem Altertum durcheinander bringen willst.“

Sie schniefte erregt. Beruhigend winkte ich ab.

„Ich will dich nicht schikanieren, schönes Kind und keinesfalls will ich deine Effizienz stören. Du brauchst nicht den Aufseher zu holen.“ Das Lob an ihr Aussehen zeigte seine Wirkung, das berufsmäßige Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück und sie schluckte sogar den „Aufseher“.

„Welche Catering-Stufe? Full-Time, Two-Times oder One-Time?“ „Das billigste“, umschiffte ich die Klippe.

„Dann musst du dir aber einiges im Shop holen, wenn du satt werden willst.“ Sie lächelte mir versöhnlich zu. „Hier sind die Nummer und die Way-Description zu deinem Hospital-Room.“

Ich lächelte zurück und machte mich auf den Weg zu meinem – Krankenzimmer.

Ich lächelte zurück und machte mich auf den Weg zu meinem – Krankenzimmer.

© Okt. 2002/Mai 2003 by Eberhard Kamprad

Lebenserfahrungen Aphorismen und Minitexte

Schreiben ist: Die MÖGLICHKEIT haben, bedeutend zu sein. In 100 Jahren weiß man, ob es stimmt.

Ich gehe im Park quer über die Wiese. Hinter mir schnuffelt der Hund durch das Gras, vor mir liegt eine barbusige Studentin in demselben, studiert und sonnt sich. Als ich mich näherte, richtet sie sich empört auf und hält den Schnellhefter vor die üppige Brust. Warum kann sie nur der unbelebten Schöpfung zeigen, was die Natur ihr gegeben hat; Symbol für die Zerrissenheit des ZIVILISIERTEN Menschen. Dann wäre es konsequenter gar nichts zu zeigen.

Der medizinische Fortschritt ist ungeheuer und der technisch-apparative Aufwand steigt ständig, doch die Menschen werden nicht gesünder. Ist vielleicht der grundlegende Denkansatz falsch? Denn es werden nur die Folgen BEKÄMPFT, aber es wird nicht nach den Ursachen GEFRAGT.

Ich besuche die Homepage eines anderen JUNGEN Autors. Eine Vielzahl von Texten wird zur Verwertung angeboten. Das Ganze wirkt sehr professionell. Ich wollte eigentlich einen Gedankenaustausch über Schaffensprobleme anbieten, aber nun schrecke ich zurück und verzichte. Warum? Darüber muss ich nachden-

ken! Vielleicht schrecke auch ich andere durch eine SCHEINBARE Professionalität ab?

Schreiben ist: Zuhörer für etwas suchen, das scheinbar keiner hören will.

Es scheint, dass sexuelle Gedanken, sich in der Ausstrahlung (im Energiefeld?) eines Menschen widerspiegeln. Oft schon habe ich beobachtet, dass junge Frauen auf eine wissenschaftlich nicht nachweisbare Art spürten, ob ich neutral oder mit sexuellen Gedanken an ihnen vorüberging. Allerdings merkte sich das nur an der negativen Reaktion, als ob es mir in meinem Alter nicht mehr zustünde so zu reagieren, während sie die BOTSCHAFTEN Gleichaltriger mit Befriedigung zur Kenntnis nahmen. Resignieren?!

Bundesverband JUNGER Autoren: Ordentliches Mitglied kann werden, wer nicht hauptberuflich als Autor/in tätig ist und das 35. Lebensjahr noch nicht vollendet hat; also Menschen, die JUNG an Erfahrung und JUNG an Jahren sind. Doch was ist mit denen, die JUNG an Erfahrung und ALT an Jahren sind? Ich fürchte, für meinen Vorschlag Bundesverband der Hobbyautoren, werde ich - vor allem bei den Jungen - keine Mehrheit finden, denn er postuliert eine dauerhafte zweite Kategorie neben den RICHTIGEN Schriftstellern, während der jetzige Name suggeriert, dass es sich um RICHTIGE Schriftsteller handelt, denen nur noch die Jahre fehlen. Schade für mich als alten Hobbyautor, der sich sowohl zum Hobby als auch zum Alter bekennt, denn was sollte ich als FÖRDERNDES MITGLIED, ich, der selbst noch gefördert werden möchte.

Anmerkung: Inzwischen wurde die Altersbegrenzung aus den Statuten gestrichen.

Denken, was andere von einem denken, sind nur die eigenen Gedanken, Meinungen, Vorurteile.

Als ich 13 Jahre alt war, zeigte mir ein Mädchen, wie sie untenherum gebaut ist. Leider war ich so verklemmt AUFGEKLÄRT, dass ich mir zwischen meinem Körper und der Spalte zwischen ihren Beinen keinen Zusammenhang denken konnte und leider hatte mir meine Mutter beigebracht, dass sich ein anständiger Junge so etwas nicht anguckt, so dass ich statt den Anblick zu genießen schnell den Blick abwandte und leider begriff ich nicht warum das Mädchen „Dummer Junge“, sagte, seine Sachen zusammenpackte und verschwand.

Es gibt keine gefährlichen Hunde; nur gefährliche Hundehalter. *Febr. 2002*

Euromstellung: Um uns das Gefühl der Fremdheit mit der neuen Währung zu nehmen,

passt der Handel die Zahlen an die alten DM-Preise an. Statt 2 DM, nun 2 Euro. Leider hatten diejenigen, die für unsere Einkommen verantwortlich sind, nicht die gleiche Idee. *Juli 2002*

Regelmäßig ins Krankenhaus: Wird man entlassen, ist der nächste Aufenthalt weit, weit weg und dann rückt er langsam näher und immer näher, bis er schließlich in einer Woche, dann am nächsten Tag ist und schließlich Wirklichkeit wird, ohne dass man etwas dagegen tun kann. *Oktober 2002*

Wenn eine junge Frau ihm etwas Heruntergefallenes aufhebt, merkt ein Mann, dass er alt geworden ist. *Dez. 2002*

Toleranz nützt nichts, wenn sie eine Einbahnstraße ist. *Dez. 2002*

Wer von einem Problem emotional stark berührt ist, schweige einen Tag darüber. *Jan. 2003*

Mein Bestreben ist es, MIT dem Computer zu arbeiten und nicht FÜR ihn. Viele Computereeks sind immerzu damit beschäftigt zu installieren, zu modernisieren, zu reparieren, zu updaten, zu upgraden. Wann kommen sie dazu, mit dem Computer zu arbeiten? *Jan. 2003*

Nutzen von Schreibratgebern: Regeln sind für Lehrlinge und Gesellen da, dem Meister ist alles erlaubt: Nur muss man erst einmal Meister werden. *Okt. 2004*

FORTSCHRITT: Am 13. Dezember 2004 war es endlich soweit. Die Bahn fuhr zwischen Hamburg und Berlin wieder so schnell wie 1931; allerdings nur der Sonderzug mit der Prominenz. Der planmäßige ICE blieb wegen Motorschaden liegen und kam mir 70 Minuten Verspätung an. *Dez. 2004*

Was ist typisch deutsch? - Wenn eine Stadt ein juristisches Gutachten in Auftrag gibt, um zu klären, welcher Typ Müll - abfallrechtlich gesehen - Hundekot ist. Ausgangspunkt war die Frage, ob man die Tütchen mit den Hinterlassenschaften der Vierbeiner in die öffentlichen Papierkörbe werfen darf, wobei bei Verneinung ein weiteres Gutachten nötig wäre, um festzulegen, was man dann mit ihnen machen soll. *April 2005*

Würde im Alter: Eine Krankenkasse verklagt ein Pflegeheim auf Erstattung der Krankheitskosten für den Oberschenkelhalsbruch einer Bewohnerin. Sie hätte angeschnallt oder durch Bettgitter eingesperrt sein müssen, dann wäre das nicht passiert. Zum Glück wies der Bundesgerichtshof diese Argumentation zurück. Schon das Ansinnen der Krankenkasse ist ungeheuerlich. Da ist

das Tierschutzgesetz „menschlicher“ dass eine artgerechte Unterbringung und Mindestplatz vorschreibt. *April 2005*

LOGIK: Wegen der aufwändigen denkmalpflegerischen Auflagen findet ein Gebäude keinen Käufer. Also verfällt es und muss wegen Einsturzgefahr abgerissen werden. Nun hat zwar die Gesellschaft auch kein denkmalgerecht saniertes Gebäude, aber wenigstens ist alles nach den Buchstaben des Gesetzes verlaufen. Besser kein Haus, als ein ungesetzlich saniertes. *Mai 2005*

Weihnachtsgeschichten

Mein Weihnachten Kurzgeschichte

Sandra legte ihre Schulsachen im Flur ab. Aus der halboffenen Wohnzimmertür drang „Jingle Bells“, farbige Lichtreflexe zuckten. Sie steckte ihren Kopf durch die Tür. Die Fenster waren von blinkenden Lichterketten eingerahmt, in der Mitte flammte in regelmäßigen Abständen ein Bild der Weihnachtskrippe auf, Leuchtschläuche zogen sich quer durchs Zimmer. Auf der Kommode schlug ein elektrischer Weihnachtsmann Becken aneinander. Sandra stand erstarrt. Ihre Mutter kletterte die Leiter herunter, um eine grüne Plastegirlande am anderen Ende des Zimmers zu befestigen.

„Du kommst gerade richtig, mein Schatz. Trag mir die Leiter hinterher!“

„Bereitest du eine Diskoparty vor, Mama?“, fragte Sandra, während sie die Leiter aufstellte.

„Wieso Diskoparty?“, entgegnete die Mutter irritiert. „Weihnachten steht vor der Tür und jetzt, wo Papa in seiner neuen Position so gut verdient, können wir uns endlich richtigen Weihnachtsschmuck leisten und ein stimmungsvolles Fest feiern.“

Sie befestigte die Girlande und stieg herunter.

„Heute Nachmittag wird noch eine Maria mit Fernbedienung geliefert. Man kann sich auf Knopfdruck von ihr segnen lassen oder die hebt das Jesuskind hoch. Ihr Gewand ist mit blinkenden Lichtperlen übersät. So was Schönes hast du noch nicht gesehen. Ach, so! Ja, sie ist auch umweltschonend. Im Stand-by-Betrieb verbraucht sie nur zwei Watt, hat mir der Verkäufer ... Liebes, wo bist du? Was ist los mit dir?“

Sandra saß auf dem Bett und starrte in ihren Schoß, als ihre Mutter das Kinderzimmer betrat.

„Sandrakind, mein Schatz, was ist denn los mit dir?“

„Wo ist die alte Pyramide von Oma und Opa, die wir immer zu Weihnachten hatten?“

„Natürlich im Keller und da bleibt sie auch. Ich lasse mir von dem alten Ding nicht meine schö-

ne Dekoration verhunzen. Sag, was mit dir los ist!“

„Nichts! Kann ich die Pyramide in mein Zimmer stellen?“

„Gut, wenn du das für deinen Seelenfrieden brauchst. Schließlich ist Weihnachten ein Fest der Liebe.“

Es klingelte an der Tür.

„Herrgott, das wird die Maria sein!“

Sie wirbelte zur Tür hinaus. Sandra schloss diese und zog sich den Pullover über den Kopf, um sich des BHs zu entledigen. Sie hasste das beengende Ding, aber ihre Mutter bestand darauf. Sie meinte, dass es unschicklich sei, mit wippenden Brüsten vor dem Lehrer zu sitzen. Es klingelte wieder. Sandra achtete nicht darauf und griff wieder nach ihrem Pullover. Da öffnete sich die Zimmertür. „Besuch für dich, Sandrakind, ich muss die Maria auspacken, keine Zeit“, japste ihre Mutter. Durch die Tür schob sich Sven, ihr Freund seit der ersten Klasse. Sandra versteckte ihren Oberkörper erschrocken hinter dem zusammengeknüllten Pullover.

„Idiot, kannst du nicht anklopfen?“

Sven grinste. „Kannst dich ruhig weiter anziehen. Ich habe zwei Schwestern und weiß, wie Brüste aussehen und dass dir auch welche gewachsen sind, habe ich schon längst bemerkt“, sagte er in einem Tonfall, als lese er aus dem Biologiebuch vor. Er setzte sich an ihren Schreibtisch und schlug ein Buch auf. „Ich studiere inzwischen den Aufbau der Atome, das ist viel interessanter als dein Körper.“

Sandra lächelte und begann sich in die ungewohnte Situation hineinzufinden. „Vielleicht sehe ich doch anders aus als deine Schwestern“, lockte sie und ließ den Pullover sinken.

„Brust ist Brust!“, entschied Sven, ohne aufzublicken, „bis du nun endlich fertig?“

„Dummkopf!“, fauchte Sandra und schlüpfte schnell in ihren Pullover. In der Eile verhedderte sie sich und blieb stecken. Sven musste ihr helfen und ihren Kopf befreien. Sandra hatte keine Brüder und es war ungewohnt und gleichzeitig aufregend, so nahe bei einem Jungen zu sein und von ihm berührt zu werden.

„Was ist denn bei euch los?“, fuhr Sven fort, „deine Mutter ist kurz vorm Nervenzusammenbruch und du siehst auch ziemlich belämmert aus.“

„Ach“, erwiderte Sandra, „weil wir doch jetzt zu den Besserverdienenden gehören, will meine Mutter ein stimmungsvolles Weihnachtsfest feiern und hat das Wohnzimmer wie eine Disko dekoriert. Als Krönung des Ganzen wurde soeben eine Maria mit Fernbedienung geliefert.“

„Und die schöne alte Pyramide von deinen Großeltern?“

„Die sollte im Keller bleiben, aber ich habe durchgesetzt, dass ich sie in mein Zimmer stel-

len kann. Wir könnten sie gleich hochholen. Willst du mir helfen?“
„Na klar! Null Problem!“

Gemeinsam packten sie die Pyramide aus und setzten sie zusammen. Der Eifer und die Freude, dies mit Sven zusammen zu tun, röteten Sandras Wangen.

„Wir müssen sie auch ausprobieren. Es ist zwar noch nicht Weihnachten, aber diese Freude haben wir uns verdient“, meinte Sandra.

Als die Kerzen brannten und sich die Pyramide drehte, setzten sie sich nebeneinander auf das Bett. Sandra lehnte sich leicht an Sven. Er hob einen Arm, hielt die Hand unschlüssig über ihren Kopf und fuhr dann sanft ihr langes, seidiges Haar entlang. Einige aufgeladene Haare blieben an seiner Hand kleben und es kribbelte ein wenig.

„Du bist ganz elektrisch.“

Sandra lächelte verlegen. Sven räusperte sich.

„Ich habe eine Idee. Wie wäre es, wenn du am Heiligabend mit uns in die Kirche kämst. Da hättest du ein anderes Weihnachten als hier bei euch.“

Sandra nickte. „Ich muss nur sehen, wie ich das meiner Mutter beibringe, aber ich werde schon ein überzeugendes Argument finden.“

Als Sandra während des Läutens vor der Kirche ankam, wartete Sven schon auf sie.

„Meine Leute sind bereits drin und halten uns einen Platz frei.“

„Ist es so voll?“

„Was denkst denn du, zur Christvesper reicht der Platz kaum aus. Das ist für viele das einzige Mal im Jahr, dass sie in die Kirche kommen.“

Er haschte nach ihrer Hand und zog sie mit sich. Mit Mühe bahnten sie sich einen Weg durch die Menschenmenge. Viele mussten schon stehen. Svens Vater winkte. „Hierher!“

Sandra und Sven quetschten sich in die freigehaltene Lücke. Es wurde immer enger in der Bank und Sandra wurde ständig näher an Sven gedrückt. Doch sie stellte erstaunt fest, dass sie das als angenehm empfand, obwohl sie doch sonst Jungs am liebsten auf drei Schritt Abstand hielt. Die Lampen erloschen, nur die Kerzen auf den Sims der Bankreihen verbreiteten warmes Licht. Die Orgel ertönte, der Chor sang, Sandra schob ihre Hand zu Sven hinüber. Beim Gemeindegesang kannte sie den Text nicht, aber sie hörte die Melodie einiger Weihnachtslieder heraus und summte mit. Dann versank sie in der Weihnachtsgeschichte. Als sie zum Schluss Hand in Hand mit Sven aufstand und der Pfarrer die Gemeinde segnete, drückte sie seine ganz fest. „Ich danke dir“, flüsterte sie, das war mein Weihnachten.“

Sven brachte sie bis zur ihrer Haustür. Wortlos schlang Sandra plötzlich die Arme um ihn und

drückte ihm einen schnellen Kuss auf. Dann huschte sie, ohne sich umzusehen ins Haus. Als sie die Wohnungstür öffnete, dröhnte „Jingle Bells“, die Lichterketten flammten, die Maria segnete. Doch Sandra berührte das alles nicht. Von einem inneren Leuchten erfüllt, lächelte sie in sich hinein.

© Dezember 2002 by Eberhard Kamprad

Weihnachten aus Hundesicht Dollys Dackel-Geschichten

Hallo Leute, ich liege oft in meiner Schlafwanne ... das von dem Kater geerbte Körbchen hatte ich schnell in handlich Kleinteile zerlegt, so dass ich nun eine Plaste-Schlafwanne mit Kissen und Decke bekommen habe. Sie ist zwar etwas groß, aber dafür finden alle meine Plüschtiere darin mit Platz, wenn meine Menschen sie wieder einmal aus allen Ecken der Wohnung zusammen gesucht haben. Das passiert besonders dann, wenn sie über eins gestürzt sind ... also, ich liege in meiner Wanne und denke über uns Hunde und die Menschen nach.

Jetzt, zum Beispiel, bereiten sich diese auf das Weihnachtsfest vor. Sie wollen den Geburtstag eines Herrn Jesus feiern, der vor zweitausend Jahren gelebt, viel Gutes getan hat und mit 30 Jahren hingerichtet wurde. Warum? – ist mir nicht ganz klar geworden. Das geht über meinen Hundeverstand. Ich habe meinen Menschen gefragt, ob dieser Jesus auch einen Hund hatte. Mein Herrchen sagte mir, dass im Neuen Testament der Bibel, wo sein Leben aufgeschrieben ist, mehr von Schafen, Schweinen und Eseln die Rede ist. Vielleicht wäre ihm ein Hund hilfreich gewesen und er hätte der Gefangennahme entgehen können; aber wahrscheinlich wäre er als Hundeführer ungeeignet gewesen, denn er wird als außergewöhnlich gutmütig und sanft geschildert. Da wäre ihm bestimmt der Hund auf der Nase herumgetanzt und hätte ihn nicht als Rudelführer anerkannt. Er war auch viel damit beschäftigt, verirrte Lämmer zur Herde zurückzutragen. Dazu hätte er sich lieber einen guten Hütehund zulegen sollen. Der hätte das viel besser gekonnt und die Schafe auch nicht zurückgetragen, sondern gezwickt, bis sie von selber gelaufen wären.

Es ist ja schön, dass man den Geburtstag dieses guten Menschen nach so langer Zeit noch feiert; ich verstehe nur nicht, weshalb deshalb Monate vorher solch ein Rummel sein muss. Mein Herrchen erklärte mir, dass man sich eigentlich vier Wochen auf die Feier seiner Ankunft, also seines Geburtstages, vorbereiten soll. Das ist die so genannte Adventszeit; adventus ist lateinisch und heißt Ankunft. Doch der Handel beginnt schon Ende September mit

der Vorbereitung und bezieht auch noch uns Hunde mit ein. Da gibt es Hundewurst in Weihnachtsverpackung, Knusperhäuschen aus Büffelhart, fressbare Vollkornengel und einen Hunde-Weihnachtsmann, der, wenn man d'rauf beißt, Weihnachtslieder spielt. Dann machen sich auch noch die Menschen Geschenke, meistens unnützes Zeug, denn sie haben so schon mehr als sie brauchen, mit uns Hunden verglichen.

Mein Mensch hat mir alles genau erklärt. Am 24. Dezember wird der Geburtstag gefeiert. Da strömen alle in die Kirche, dass der Platz kaum reicht; viele kommen nur dies eine Mal im Jahr. Ansonsten ist meistens mehr als genug Platz, so dass auch wir Hunde mit hineinpassen würden. Doch wir sind nicht gern gesehen. Wir würden ja mitreden wollen und ab und zu „Wuff“ machen. In der Kirche muss man aber still sein und zuhören, was einer zu sagen hat. Das ist nichts für uns Hunde. Auch gefällt mir nicht, dass wir dort als KREATUR bezeichnet werden; schließlich sind wir der beste Freund des Menschen. Mit den Geschenken, ist es auch so ein Problem, hat mir mein Mensch erklärt. Eigentlich ist das Beschenken der Kinder eine Nachahmung der guten Taten des Bischofs Nikolaus von Myra, der viel für die Kinder getan hat, was seinen Ausdruck in dem Nikolaus-Tag am 6. Dezember findet. Aber ein gewisser Martin Luther hat 1533 kurzerhand festgelegt, dass die Geschenke am Weihnachtstag verteilt werden.

Ich denke mit dem Rennen nach Geschenken haben die Menschen den Sinn ihres Festes selbst aus den Augen verloren. Kaum einer denkt noch an das Geburtstagskind. Nur am Geburtstag selbst werden dann bei der Stunde in der Kirche alle Gefühle auf einmal ausgegossen. Das ist nichts für uns Hunde. Wenn wir lieben, dann stetig und für immer.

Und was soll ich mir als Hund wünschen? Eigentlich brauche ich gar nichts. Mein Fressen habe ich, einen warmen Platz zum Schlafen und mein Rudel, in dem ich mich wohl fühle. Ich bin mit meinem Leben zufrieden, so wie es ist. Schade, dass es den Menschen nicht auch so geht und diesem Herrn Jesus kann ich ja 'mal ein paar meiner Hundegedanken widmen. Obwohl - - - ich nicht vielleicht doch lieber ein bisschen schlafe? Ich rolle mich auf den Rücken, strecke die Pfoten in die Luft und schließe die Augen. Wuff!

© by Eberhard Kamprad, 2002, überarbeitet September 2004

Maria heute

Eine etwas andere Weihnachtsgeschichte

Maria entschloss sich, am Heiligabend nicht zu Hause zu hocken. Sollte sie stundenlang auf ihren dicken Bauch starren? Sie schlüpfte in ihre Sommerjacke; trotz des Schneefalls - aber etwas Wärmeres besaß sie nicht. Gegen den Wind bekam sie kaum die Haustür auf. Angefrorene Schneekörner peitschten ihr ins Gesicht. Aber sie wollte unbedingt zur Christvesper: Heute nicht allein sein!

Als sie das Portal der großen Stadtkirche erreichte, schlug der Wind ein großes Schild hin und her. Maria hielt es fest, um die Aufschrift lesen zu können: Wegen Überfüllung geschlossen.

Als sie es losließ, schlug es schmerzhaft gegen ihren Kopf, dass sie taumelte. Sie rüttelte an der Klinke: abgeschlossen. Ratlos trat sie von einem Bein auf das andere. Da fiel ihr ein: Es gab noch eine zweite große Kirche in der Stadt. Mit beiden Händen stützte sie ihren Bauch und schob ihn mühsam vorwärts.

Maria atmete auf, als sie aus der Ferne feststellte: Das Tor der Kirche stand offen; Übertragungswagen rechts und links. Aber als sie näher kam, sah sie, dass an ein Hineinkommen nicht zu denken war. Eine dicke Menschentraube belagerte den Eingang.

„Wegen Fernsehaufzeichnung Einlass nur bis eine Stunde vor Beginn!“

Sie ließ sich auf die Stufen der Eisentreppe sinken, die an dem Übertragungswagen angebaut war. Ein junger Mann eilte herbei.

„He, Sie! Hier können Sie nicht sitzen, der Weg muss frei sein.“

Als sich Maria mühsam erhob, bemerkte der Mann ihren Zustand.

„Verzeihung, das habe ich nicht gleich gesehen. Aber auf der Treppe können Sie trotzdem nicht sitzen.“

„Schon gut, schon gut!“, wehrte Maria ab.

„Nein, warten Sie. Ich hole Ihnen einen Hocker aus dem Wagen. Da können Sie erst einmal ein bisschen verschnaufen.“

Er führte Maria ein paar Schritte beiseite.

„Hier, setzen Sie sich neben den Generator. Da sind sie vor dem Wind geschützt und bekommen noch etwas Wärme ab.“

Neben dem brummenden Generator saß schon ein großer, schwarzer Hund und drückte seinen Körper an das warme Blech.“

„Vor Pluto brauchen Sie keine Angst zu haben.

Er passt nur auf, dass uns niemand einen zweiten Generator dazu stellt. Ha, ha! Kleiner Witz!“

Maria tat es dem Hund nach. Allmählich zog wieder Wärme durch ihren Körper. Sie rückte ihren Bauch zurecht. Wenn sie nur wüsste, wie das da hineingekommen war. Sie erinnerte sich

nur daran, zu dieser Party gegangen zu sein und an die exotischen Drinks. Als sie am Morgen erwachte, suchte sie das Weite, solange noch alles schlief. Zu Hause stellte sie fest, dass sie einen Slip anhatte, der ihr nicht gehörte. Als sie Wochen später ihren Zustand bemerkte, wollte sie es erst nicht glauben und dann war es zu spät.

Das Bellen des Hundes brachte sie in die Gegenwart zurück. Stand nicht an der Endstation der Straßenbahn eine kleine Dorfkirche? Dort war es bestimmt nicht so voll - oder sollte sie doch zurück in die leere Wohnung? Nein, das kam nicht infrage. Maria verließ die geschützte Ecke und ging schwerfällig zur Straßenbahn. Der Hund sah ihr mit seinen bernsteingelben Augen nach, erhob sich kurz, besann sich dann aber auf seine Pflicht, den Generator zu bewachen.

An der Endstation hatte sie den Fahrer nach der Richtung zur alten Dorfkirche gefragt. Er hatte sie ihr gewiesen, ohne sie anzusehen. Nun stapfte sie durch den Schneesturm. Auf dem freien Gelände wehte der Wind noch heftiger. Sie hatte die Entfernung doch unterschätzt, immer wieder kam sie ins Taumeln, hielt sich an Lichtmasten fest. Plötzlich nässte ein Schwall Wasser ihre Beine. Na prima, jetzt ist auch noch die Fruchtblase geplatzt, dachte sie. Ich komme bestimmt zu spät zur Christvesper, wenn ich so langsam bin. Wie viel Zeit ist eigentlich schon verstrichen, seit ich ausgestiegen bin?

Endlich erblickte Maria in der Ferne die Lampe über der Kirchentür. Da zog es ihr die Beine weg. Auf allen Vieren kroch sie weiter auf das rettende Licht zu. Die Kirche selbst war dunkel. Sie kam zu spät, wollte um Hilfe schreien, brachte aber nur ein Krächzen heraus. Maria legte sich in die windgeschützte Ecke des Portals, als sie merkte, wie das Kind nach außen drängte. Mit letzter Kraft zog sie sich aus, um ihm Platz zu geben. Dann versank sie in der Bewusstlosigkeit.

Durch ein reichliches Frühstück gestärkt, steuerte Pfarrer Liebkind am Weihnachtsmorgen auf seine Kirche zu. Irgendetwas lag im Portal. Wieder eine Kleiderspende, dachte er, können die Leute nicht noch die paar Meter weiter zum Kleidercontainer gehen? Dann wurde sein Schritt immer langsamer, er wollte nicht glauben, was er sah. Pfarrer Liebkind brauchte lange, bis seine zitternden Hände, am Handy die 112 gewählt hatten.

Rettungswagen, Polizei, Feuerwehr - endlich der Hubschrauber. Als er sich erhob, hatte er nur Maria an Bord. Pfarrer Liebkind sah dem Wagen des Beerdigungsinstitutes nach.

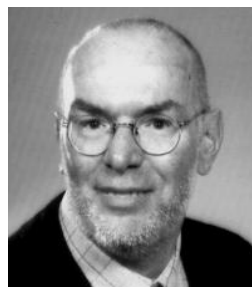
"Jesus ist auf den Stufen meiner Kirche gestorben", murmelte er. Dann brach er zusammen.

Auf den Stufen der Kirche von A. fand am Weihnachtsmorgen der örtliche Pfarrer eine junge Frau mit ihrem Neugeborenen. Für den Säugling kam jede Hilfe zu spät, die stark unterkühlte Mutter musste ins Krankenhaus gebracht werden. Hintergründe sind bislang nicht bekannt. "Nach diesem Erlebnis ist nichts mehr, wie es war", sagte der Pfarrer unserem Reporter. "Ich werde mein Amt hier aufgeben und in eines der ärmsten Länder unserer Welt gehen. Vielleicht finde ich dort Jesus."

© November 2005 by Eberhard Kamprad

Veröffentlicht in: Zeitschrift "Kurzgeschichten", Ausgabe 12/2005, S. 26, ISSN 1613-432X, www.kurzgeschichten.biz

Der Autor:



Eberhard Kamprad, geb. 1945, lebt als Bibliothekar und jetzt Rentner in Leipzig. Seit der Kindheit Interesse für Literatur, schreibt seit krankheitsbedingtem Ruhestand Dackelgeschichten und kleine Prosa. Lieblingsautor: Erwin Strittmatter. Gründer der Internetschreibgruppe "Hobby-Autoren". Homepage mit eigenen Texten, Vorstellung der Internet-Schreibgruppe "Hobby-Autoren", Links und Literaturverzeichnis zum Kreativen Schreiben und alles über Dackel Dolly und die Dackel-Lähme: www.kamprad-online.de

Der Hund:



Dolly von der Parthenaue, * 4. September 1999, Rauhaarteckel, Normalschlag